

Ian Fleming's James Bond

Tod im Rückspiegel
Kurzgeschichten

Original

Autor: Ian Fleming

Titel: For Your Eyes Only

Jahr: 1960

Sprache: englisch

Vorlage

Übersetzung: Willy Thaler, Friedrich Polakovics und Norbert Wölfi aus dem Englischen, 1965

Verlag: Scherz Verlag Bern – München – Wien

ISBN: —

eBook

Version: 1.00 Testversion ID2

Korrekturen sind immer willkommen.

Tod im Rückspiegel

Die eiskalten Augen hinter den großen schwarzen Schutzbrillen waren das einzig Ruhige an der mit 120 Sachen dahinrasenden BSA M 120. Unter dem schützenden Brillenglas starrten sie geradeaus, und die schwarzen, unbewegten Pupillen wirkten wie Pistolenmündungen. Der Fahrtwind hatte den Mund des Fahrers zu einem breiten Grinsen verzerrt, so daß die großen Pferde Zähne und Teile des weißlichen Zahnfleisches bloßlagen. Die Wangen waren zu vibrierenden Backentaschen gebläht, und die Hände in den schwarzen Handschuhen wirkten mit ihren abgewinkelten Gelenken wie die Pranken eines sprungbereiten Tiers.

Der Mann trug die Meldefahreruniform des Königlichen Nachrichtenkorps, und seine olivgrün gespritzte Maschine glich bis auf gewisse Änderungen an Ventilen, Vergaser und Auspufftopf den britischen Militärmaschinen. Und bis auf die scharfgeladene Luger im Halter auf dem Benzintank ließ nichts an dem Mann und seiner Ausrüstung vermuten, daß er nicht das war, was er zu sein schien.

Es war sieben Uhr früh an einem Maimorgen, und die schnurgerade Waldstraße schimmerte im Frühjahrsdunst. Die moos- und blumenbewachsenen Senken zwischen den großen Eichen beiderseits der Straße verstärkten den bühnenhaften Zauber der prachtvollen Wälder von Versailles und St. Germain. Die D 98 war eine Nebenstraße für den Lokalverkehr in dieser Gegend, und der Motorradfahrer hatte soeben die Autobahn Paris-Mantes unterfahren, über die bereits der Pariser Pendelverkehr brauste.

Nun fuhr er nordwärts in Richtung St. Germain, und es war nach vorn und nach hinten niemand in Sicht bis auf jene fast identische Gestalt 800 Meter voraus – bis auf jenen anderen Meldefahrer des Königlichen Nachrichtenkorps. Er war jünger und schlanker, saß bequem auf seiner Maschine, genoß den Morgen und hielt sein Tempo auf etwa siebzig. Denn er hatte Zeit, es wurde ein herrlicher Tag, und er fragte sich eben, ob er wohl nach seiner Rückkehr ins Hauptquartier – er würde gegen acht Uhr dort sein – Rühr- oder Spiegeleier zum Frühstück nehmen solle.

Fünfhundert Meter, vierhundert, drei-, zwei-, einhundert. Der aufschließende Fahrer ging auf achtzig herunter. Mit den Zähnen riß er den Handschuh von der Rechten, steckte ihn zwischen die Jackenknöpfe, griff nach unten und machte die Pistole los.

Er mußte jetzt im Rückspiegel des Vordermanns bereits deutlich zu erkennen sein, denn plötzlich wandte der Jüngere seinen Kopf, erstaunt, schon so früh am Morgen einen zweiten Meldefahrer zu sehen. Er vermutete einen Amerikaner

in ihm oder auch einen französischen Militärpolizisten – irgend jemanden eben von den acht NATO-Ländern, die den Stab von SHAPE bildeten. Als er aber die Uniform des eigenen Korps erkannte, war er erstaunt und erfreut zugleich. Wer, zum Teufel, das wohl sein mochte?

Gutgelaunt hob er zum Zeichen des Erkennens den Daumen und ging auf fünfzig herunter, um den anderen herankommen zu lassen. Gleichzeitig auf die Straße vor sich und die näher kommende Gestalt im Rückspiegel achtend, ging er die Fahrernamen der britischen Headquarters-Spezialtransportabteilung durch: Albert, Sid, Wally – Wally konnte es sein, der war so untersetzt! Fein, da konnte er ihn mit diesem kleinen Kantinenkäfer auf den Arm nehmen, mit dieser Louise, Elise, Lise – weiß der Teufel, wie sie hieß!

Der Mann mit der Pistole war langsamer geworden. Jetzt war er auf fünfzig Meter heran. Sein Gesicht, nicht mehr windverzerrt, zeigte jetzt kantige, harte, vielleicht slawische Züge. Etwas glomm hinter den schwarzen, ihr Ziel anvisierenden Augenmündungen. Vierzig Meter – dreißig. Eine einsame Elster kreuzte vor dem jungen Meldefahrer ungeschickt die Straße und flog in die Büsche hinter der Michelintafel »St. Germain 1 km«. Der junge Mann grinste und hob ironisch grüßend einen Finger: »Elster bedeutet Unglück!« Zwanzig Meter hinter ihm nahm der Pistolenschütze beide Hände von den Griffen, hob die Luger, stützte sie sorgfältig auf den linken Unterarm und feuerte.

Dem jungen Mann riß es die Hände nach hinten zusammen. Seine Maschine schoß quer über die Straße, bockte über den schmalen Graben und durchpflügte das Maiglöckchengrün. Dann bäumte sie sich auf kreischendem Hinterrad und kippte langsam auf den toten Fahrer zurück. Der Motor stotterte, die Maschine riß und zerrte an der Uniform und an den Blumen – und lag still.

Der Mörder beschrieb eine enge Kurve und blieb mit der gewendeten Maschine stehen. Er stieß den Radständer nach unten, schob die Maschine darauf und lief durch die Blumen zu den Bäumen hin. Dort kniete er neben dem Toten nieder und zog eines seiner Lider kurz nach oben. Ebenso grob riß er die schwarzlederne Meldertasche von der Leiche und die Knöpfe von der Jacke. Dann bemächtigte er sich der abgenützten Briefftasche und zog die billige Armbanduhr so heftig vom Handgelenk des Toten, daß das elastische Chromband entzweiriß. Schließlich stand er auf und hängte sich die Meldertasche über die Schulter. Während er Briefftasche und Uhr in seiner Jacke verstaute, horchte er. Aber nur die Waldgeräusche und das langsame Ticken erhitzten Metalls waren zu hören.

Langsam schritt der Mörder in seiner eigenen Spur zur Straße zurück und scharfte dabei Blätter über die Radspuren in der weichen Erde und im Moos – besonders sorgfältig bei den tiefen Eindrücken im Graben und am Grasrand. Dann blieb er neben seinem Motorrad stehen und blickte zurück auf den Maiglöckchenfleck. Nicht schlecht! Wahrscheinlich würden nur die Polizeihunde

die Stelle finden, und das würde bei den sechzehn Straßenkilometern bis hierher Stunden, vielleicht Tage dauern – bei weitem lange genug. Die Hauptsache bei derlei Anschlägen war, genügend Spielraum zu haben. Er hätte den Mann auch auf vierzig Meter umlegen können, aber zwanzig war ihm lieber gewesen. Auch das Wegnehmen von Uhr und Brieftasche war gute Arbeit – Profi-Arbeit eben. Zufrieden mit sich hob der Mann die Maschine vom Radständer, schwang sich elegant in den Sattel und trat sie an. Langsam, um keinerlei Spuren zu hinterlassen, fuhr er an, langsam legte er Tempo zu, zurück in die Richtung, aus der er gekommen war. Nach einer Minute war er wieder auf 110, eine windverzerrte, grinsende Maske.

Es war, als hätte der Wald am Schauplatz des Mordes während der Untat den Atem angehalten. Nun begann er wieder zu rauschen.

James Bond nahm seinen ersten Abend-Drink bei Fouquet's. Es war kein scharfer Drink. In französischen Cafés kann man nicht ernstlich trinken. So im Freien, auf dem Gehsteig – das ist nichts für Wodka, Whisky oder Gin. Eine *fine à l'eau* ist ja ziemlich stark, aber sie macht betrunken, ohne recht zu schmecken. Ein *quart de champagne* oder ein *champagne à l'orange* vor Mittag ist ganz gut, aber abends führt ein quart zu einem weiteren quart, und eine Flasche Champagner ist eine schlechte Unterlage für die Nacht. Pernod kann man trinken, aber nur in Gesellschaft, und Bond hatte das Zeug nie gern gemocht, weil der Lakritzenschmack ihn an die Kindheit erinnerte. Nein, in den Cafés konnte man sich nur an die am wenigsten widerlichen Operettengenötigkeiten halten, und so trank Bond hier immer das gleiche – einen Americano: Campari bitter, Cinzano, ein großes Stück Zitronenschale und Soda. Als Soda verlangte er stets Perrier, denn seiner Meinung nach war teures Sodawasser die billigste Art, einen schlechten Drink zu verbessern.

In Paris hatte Bond immer dieselbe Adresse: er wohnte im Terminus Nord, weil er Bahnhofshotels gern hatte und dieses das noch am wenigsten anmaßende und das anonymste unter ihnen war. Zu Mittag aß er im Café de la Paix, im Rotonde oder im Dôme, denn das Essen war dort recht gut und das Beobachten der Leute unterhaltsam. Wollte er etwas Scharfes trinken, so nahm er's in Harry's Bar, erstens wegen der Ausgiebigkeit ihrer Drinks und zweitens, weil er bei seinem ersten, ahnungslosen Parisbesuch das getan hatte, was Harry's Reklame in der *Continental Daily Mail* zu tun anriet: er hatte dem Taxifahrer gesagt: »*Sönk Rüh Doh Nuh*«, und damit hatte einer der denkwürdigen Abende seines Lebens begonnen, der in dem fast gleichzeitigen Verlust seiner Unberührtheit und seiner Brieftasche gipfelte.

Zum Dinner ging Bond in eines der großen Restaurants, ins Vefour, in den Caneton, Lucas-Carton oder ins Cochon d'Or, die, was immer Michelin über die

Tour d'Argent, Maxim's oder dergleichen sagen mochte, noch nicht vom Makel des Spesenkontos oder des Dollars behaftet waren. Außerdem fand er ihre Küche besser. – Nach dem Dinner ging er auf die Place Pigalle, um zu sehen, ob es was zu erleben gab. Passierte, wie gewöhnlich, nichts, so begab er sich durch die Stadt zur Gare du Nord und ging zu Bett.

Für heute aber hatte Bond beschlossen, dieses staubige Adreßbuch zu vergessen und sich einen altmodisch fröhlichen Abend zu machen. Er befand sich auf der Durchreise nach einem trostlos mißlungenen Auftrag an der ungarisch-österreichischen Grenze. Dort hatte es gegolten, einen Ungarn herüberzuholen. Bond hatte Spezialauftrag von London gehabt, über den Kopf der Station V hinweg die Operation zu leiten. Das hatte man bei der Wiener Station verübelt. Absichtliche Mißverständnisse waren die Folge gewesen, und der Mann war im Minenfeld der Grenze umgekommen. Nun stand eine Untersuchung bevor, und Bond sollte am nächsten Tag zur Berichterstattung wieder in London sein. Der Gedanke daran deprimierte ihn. Heute war es so schön gewesen – einer dieser Tage, die einen fast glauben machen konnten, Paris sei schön und fröhlich – und so hatte Bond sich vorgenommen, der Stadt noch einmal eine Chance zu geben.

Irgendwie würde er ein Mädchen finden, das wirklich ein Mädchen war, und sie zum Dinner in eines der Snoblokale in der Art des Armenonville im Bois führen. Um die Geldgier aus ihrem Blick zu bannen, würde er ihr so bald als möglich 500 N. F. geben. Er würde ihr sagen: »Ich schlage vor, ich nenne dich Donatienne, oder vielleicht Solange, denn das paßt zu meiner Stimmung und zu diesem Abend. Wir kennen uns schon länger, und du hast mir mit diesem Geld seinerzeit aus einem Schlamassel geholfen. Hier ist es, und jetzt erzählen wir einander, was wir gemacht haben, seit wir das letztemal zusammen in Saint-Tropez waren, gerade vor einem Jahr. Sieh dir inzwischen die Speise- und die Weinkarte durch, und wähle aus, was dich glücklich und dick macht.« Und sie würde erleichtert sein und lachend sagen: »Aber James, ich will ja gar nicht dick werden!« Dann würden sie dasitzen, ganz eingestellt auf das Märchen vom »Frühling in Paris«, und Bond würde nüchtern bleiben und voll Interesse an ihr und allem, was sie sagte. Und bei Gott, zum Schluß würde es nicht seine Schuld sein, wenn von dem guten alten Märchen vom »vergnüglichen Paris« nicht die leiseste Spur mehr übrig war!

Während er so in Erwartung seines Americano bei Fouquet's saß, lächelte Bond über seine Hitzigkeit. Er wußte recht gut, daß er sich das alles nur vorspielte, um der Genugtuung jenes letzten Fußtrittes willen, den er jetzt einer Stadt zu versetzen gewillt war, der er seit dem Krieg eine tiefe Abneigung entgegenbrachte. Seit 1945 hatte er in Paris keinen glücklichen Tag mehr verbracht. Nicht, weil die Stadt sich verkauft hatte: das hatten viele Städte getan. Aber das Herz war fort – verpfändet an die Touristen, verpfändet an die Russen, die Rumänen, die Bulgaren, verpfändet an den Abschaum der Welt, der nach und nach von dieser

Stadt Besitz ergriffen hatte. Und natürlich verpfändet an die Deutschen. Man konnte es den Augen der Leute ansehen – sie waren mürrisch, mißgünstig, beschämt. Und die Architektur? Bond blickte übers Pflaster auf den dunklen, glänzenden Wagenstrom, der die Sonne schmerzhaft reflektierte. Überall das gleiche wie auf den Champs-Élysées! Während zweier Stunden nur konnte man die Stadt selbst sehen – zwischen fünf und sieben am Morgen. Nach sieben war sie verschlungen von dem brausenden Strom schwarzen Metalls, gegen den sich keines der schönen Gebäude, keiner der weiten, baumbestandenen Boulevards zu behaupten vermochte. Das Tablett klirrte auf der Marmorplatte. Mit nur einer Hand – Bond brachte das nie zustande – klickte der Kellner geschickt den Verschluss von der Perrierflasche, schob den Kassenbon unter das Eiskübelchen, sagte mechanisch: »*Voilà, M'sieur*« und verschwand. Bond gab Eis in seinen Drink, füllte ihn bis oben mit Soda auf und tat einen langen Zug. Dann lehnte er sich zurück und brannte sich eine gelbe Laurens an.

Natürlich würde der Abend katastrophal werden! Selbst wenn er innerhalb der nächsten zwei Stunden ein Mädchen fand, würde der Inhalt seiner Verpackung nicht entsprechen. Bei genauerem Hinsehen würde sich die großporige Haut der französischen Bürgermädchen zeigen, das Blondhaar unter dem roten Samtbirett würde an den Wurzeln braun und so grob wie Klaviersaiten sein, der Pfefferminzatem würde den Knoblauch vom Mittagessen nicht verbergen können, und die bezaubernde Figur würde das Ergebnis geschickter Draht- und Gummistützen sein. Überdies würde sie aus Lilie stammen und ihn fragen, ob er Amerikaner sei. Und sie oder ihr *maquereau* – Bond mußte grinsen – würden ihm wahrscheinlich die Briefftasche klauen. Der Reigen! Wieder einmal würde er dort sein, wo er einst begonnen hatte, das heißt, mehr oder weniger. Na denn, zum Teufel damit!

Ein arg verbeulter schwarzer Peugeot 403 brach aus der Mitte der Fahrzeugkolonne aus, schnitt die innere Bahn und parkte in zweiter Spur. Es gab das übliche Bremskreischen, Gehupe und Geschrei. Völlig ungerührt stieg ein Mädchen aus dem Wagen, ließ den Verkehrssalat Verkehrssalat sein und trat auf den Gehsteig. Bond richtete sich auf. Das Mädchen verkörperte alles, tatsächlich alles, was ihm vorschwebte! Sie war groß und schien, obwohl ihre Formen von einem leichten Regenmantel verhüllt waren, auch eine gute Figur zu haben. Das fröhliche, herausfordernde Gesicht paßte nicht übel zu ihrer Fahrtechnik, doch jetzt preßte Ungeduld ihre Lippen zusammen, als sie sich mit verärgertem Blick quer durch den Passantenstrom drängte.

Bond hatte Zeit, sie gründlich zu mustern, während sie auf die Tischreihen zusteuerte und durch den Zwischengang herankam. Natürlich war es hoffnungslos: sie war verabredet mit ihrem Liebhaber. Sie war eine Art Frau, die immer schon zu einem anderen gehört. Sie hatte sich verspätet, deshalb ihre Eile.

Verdammtes Pech – sogar das Haar unter dem flotten Birett war blond! Und nun sah sie ihn direkt an, lächelte ...!

Noch ehe Bond sich gefaßt hatte, war das Mädchen an seinem Tisch, hatte einen Stuhl herangezogen und Platz genommen. Seinem erstaunten Blick begegnete sie mit einem etwas gezwungenen Lächeln. »Tut mir leid, daß ich so spät komme, ich fürchte, wir müssen gleich wieder gehen. Sie werden im Büro verlangt.« Und dann hauchte sie: »Schnelltauchen!«

Bond zwang sich in die Wirklichkeit zurück. Wer immer sie sein mochte, sie kam von der »Firma«. »Schnelltauchen« war ein Fachausdruck, den der Geheimdienst aus der U-Bootsprache übernommen hatte, und bedeutete schlechte Nachrichten – ganz schlechte sogar! Bond grub in der Tasche nach einigen Münzen, warf sie auf den Tisch, sagte: »Schön, gehen wir!«, stand auf und ging hinter ihr zum Wagen. Er blockierte noch immer die innere Fahrbahn, so daß jeden Augenblick ein Polizist dasein konnte. Wütende Gesichter starrten ihnen nach, als sie einstiegen. Das Mädchen hatte den Motor laufen lassen, knallte jetzt den zweiten Gang hinein und reihte sich in den Verkehr.

Bond betrachtete sie von der Seite. Die helle Haut war samtig, das Haar blond und seidig bis an die Wurzeln. Er fragte: »Woher kommen Sie, und worum handelt sich's?«

Während sie sich auf die Straße konzentrierte, sagte sie: »Von der Station. Assistentin zweiten Grades, Dienstnummer 765, privat Mary Arm Russell. Ich weiß nicht, worum sich's handelt und habe nur den Funkspruch vom HQ gesehn – von M persönlich an den Chef der Station. Sehr dringend und so weiter. Er müsse Sie sofort ausfindig machen und wenn nötig das Deuxième zu Hilfe rufen. Der Chef von F sagte. Sie seien in Paris immer an denselben Orten anzutreffen und drückte mir und einem zweiten Mädchen eine Liste in die Hand.« Sie lächelte. »Ich hatte es erst in Harry's Bar versucht, und nach dem Fouquet's hätte ich mit den Restaurants begonnen. Es war wunderbar, Sie so zu entdecken.« Sie blickte ihn rasch an. »Hoffentlich war ich nicht allzu ungeschickt.«

»Sie waren Klasse. Aber was hätten Sie getan, wenn ich mit einem Mädchen gewesen wäre?«

Sie lachte. »So ziemlich dasselbe, nur daß ich Sie ›Sir‹ genannt hätte. Das Mädchen loszuwerden, hätte mir freilich Sorge gemacht. Im Falle einer Szene hätte ich ihr vorgeschlagen, sie in meinem Wagen heimzubringen, und Sie hätten eben ein Taxi nehmen müssen.«

»Sie haben Einfälle, das muß ich sagen! Wie lange sind Sie schon beim Geheimdienst?«

»Fünf Jahre. Aber jetzt zum erstenmal bei einer Station.«

»Macht's Ihnen Spaß?«

»Die Arbeit schon. Aber die Abende und die freien Tage werden mir lang. Es ist nicht leicht, in Paris Anschluß zu finden ohne« – ihr Mund verzog sich ironisch –, »ohne das andere. Nicht, daß ich prüde wäre«, fügte sie rasch hinzu, »aber irgendwie sind diese Franzosen so lästig. Sehen Sie, ich mußte aufhören, die Metro und den Bus zu benutzen. Man kann fahren, wann man will, jedesmal hat man das Hinterteil voller blauer Flecken.« Sie lachte. »So hab ich mir diesen Wagen billig gekauft, und die anderen weichen mir sichtlich aus. Solange man die Fahrer nicht ansieht, kann man's auch mit dem ärgsten aufnehmen. Sie haben dann Angst, man hätte sie nicht gesehen, und die zerbeulte Karosserie beunruhigt sie so, daß sie einem genug Platz lassen.«

Sie waren am Rond Point angekommen. Wie um ihre Theorie zu bestätigen, fuhr sie rundherum und dann geradeaus in den von der Place de la Concorde heraufkommenden Verkehr hinein. Wie durch ein Wunder teilte sich die Kolonne und ließ sie unbehindert zur Avenue de Martignon durch. »Nicht schlecht«, sagte Bond. »Aber machen Sie sich das nicht zur Gewohnheit! Es könnten auch ein paar französische Mary Anns in der Gegend sein.«

Lachend bog sie in die Avenue Gabrielle ein und fuhr vor dem Pariser Hauptquartier des Geheimdienstes vor. »Ich fahre nur im Dienst so«, sagte sie.

Bond stieg aus und kam zu ihrer Wagenseite herüber. »Also, besten Dank fürs Abholen. Wenn der Wirbel vorbei ist, darf ich dann zur Abwechslung Sie abholen? Mich kneift zwar niemand, aber mir ist Paris ebenso langweilig wie Ihnen.« Sie schaute ihn mit ihren blauen, weit auseinanderstehenden Augen prüfend an. »Gern«, sagte sie ernsthaft. »Die Zentrale weiß immer, wo ich bin.«

Bond streckte seine Hand durchs Fenster und drückte die ihre am Lenkrad. »Sehr gut.« Sprach's, drehte sich um und ging rasch durch den Eingang.

Abteilungsleiter F, Oberstleutnant Rattray, war ein dicklicher, rotbackiger Mann mit hellblondem, zurückgekämmtem Haar! Manieriert gekleidet, mit umgeschlagenen Manschetten und Seitenschlitzen in der Jacke, mit Schmetterlingsschleife und Phantasieweste, machte er einen verweichlichten Eindruck, den nur die bedächtigen, ziemlich schlauen Augen Lügen strafen. Er war Kettenraucher, und sein Büro stank nach Gauloises. Erleichtert begrüßte er Bond. »Wer hat Sie gefunden?«

»Die Russell. Bei Fouquet's. Ist sie neu?«

»Seit sechs Monaten hier. Tüchtig. Aber nehmen Sie doch Platz! Bei uns ist momentan der Teufel los, ich soll Sie nur informieren und gleich losschicken.« Er beugte sich zur Sprechanlage und drückte auf die Schaltung. »Funkspruch an M, bitte. Vom Chef der Station persönlich. »007 gefunden und' informierte Okay?« Er ließ den Schalter los.

Bond zog einen Stuhl an das offene Fenster, um den Gauloiseschwaden zu

entgehen. Von den Champs-Élysées dröhnte der Verkehrslärm herüber. Noch vor einer halben Stunde hatte Bond Paris satt gehabt bis oben und sich auf seine Abreise gefreut. Jetzt hoffte er, in Paris bleiben zu können.

Oberstleutnant Rattray sagte: »Gestern hat man unseren Meldefahrer auf dem Weg von SHAPE zur Station St. Germain abgeknallt. Es war die wöchentliche Fahrt von der SHAPE-Geheimdienstabteilung mit den Zusammenfassungen, gemeinsamen Geheimberichten, der Kräfteverteilung hinterm Eisernen Vorhang – alles höchst vertraulich. Ein einziger Schuß in den Rücken. Es fehlt die Meldertasche, die Brieftasche und die Uhr.«

»Böse Sache«, meinte Bond. »War's nur ein Raubüberfall – oder hält man Brieftasche und Uhr für Tarnung?«

»Beim SHAPE-Sicherheitsdienst ist man sich nicht klar darüber, hält es aber eher für Tarnung. Sieben Uhr früh ist ja wirklich nicht die Zeit für einen Raubüberfall! Aber darüber können Sie sich selbst mit denen unterhalten. M schickt Sie als seinen persönlichen Vertreter. Er ist verdammt in Sorge. Abgesehen von dem Verlust der Geheimpapiere hat es den SHAPE-Leuten ja nie gefallen, daß wir eine unserer Stationen sozusagen außerhalb des Reservates haben. Seit Jahren versuchen sie, die St.-Germain-Gruppe dem SHAPE-Geheimdienst einzuverleiben. Aber Sie kennen doch M's Vorliebe für Unabhängigkeit. Mit dem NATO-Sicherheitsdienst war er ja nie glücklich. Und gerade in der SHAPE-Geheimdienstabteilung sitzen nicht nur zwei Franzosen und ein Italiener, sondern der Leiter ihrer Gegenspionage- und Sicherheitsabteilung ist ein Deutscher!«

Bond ließ einen Pfiff hören.

»Das Peinliche daran ist, daß SHAPE auf so etwas nur gewartet hat, um M's Position zu erschüttern. Jedenfalls meint er, Sie sollen sofort hingehen. Ich habe schon alles Nötige veranlaßt, auch die Pässe sind da. Sie melden sich bei Oberst Schreiber, Headquarters-Sicherheitsabteilung. Er ist Amerikaner, ein tüchtiger Kerl. Er behandelt die Sache seit Beginn und hat, soweit ich sehe, bereits das Menschenmögliche unternommen.«

»Was hat er unternommen? Und was ist tatsächlich vorgefallen?«

Oberstleutnant Rattray nahm eine Karte vom Tisch und kam damit herüber. Es war die Micheline »Umgebung von Paris« in großem Maßstab. Er zeigte mit dem Bleistift auf einen Punkt. »Da ist Versailles, und hier, gerade nördlich des Parks, ist das große Autobahnkreuz Paris-Mantes und Versailles. Zweihundert Meter nördlich davon, an der N 194, liegt SHAPE. Jeden Mittwoch sieben Uhr früh fährt dort ein Meldefahrer des Sonderdienstes mit den erwähnten wöchentlichen Geheimberichten los. Er muß zu diesem kleinen Dorf, Fourqueux heißt es, gerade außerhalb von St. Germain, liefert dort unserem Offizier vom

Dienst das Zeug ab und meldet sich um sieben Uhr dreißig wieder bei SHAPE zurück. Aus Sicherheitsgründen, und um das verbaute Gebiet zu vermeiden, hat er Befehl, hier die N 307 nach St. Nom zu nehmen, dann nach rechts auf die D 98 abzubiegen und nach Unterfahrung der Autobahn durch den Wald von St. Germain zu fahren. Die Entfernung beträgt etwa zwölf Kilometer, bei langsamem Tempo keine Viertelstunde. Gestern war's ein Korporal vom Nachrichtenkorps, ein verlässlicher Mann namens Bates. Als er sich um sieben Uhr fünfundvierzig noch nicht bei SHAPE zurückgemeldet hatte, schickten sie einen zweiten Fahrer los, um Bates zu suchen. Keine Spur. Auch bei unserem HQ hatte er sich nicht gemeldet. Um acht Uhr fünfzehn befaßte sich schon die Sicherheitsabteilung mit dem Fall, um neun waren die Straßen gesperrt. Die Polizei und das Deuxième waren benachrichtigt, und Suchtrupps wurden ausgeschickt. Aber erst gegen sechs Uhr abends haben die Suchhunde ihn gefunden. Bis dahin waren alle Spuren längst vom Verkehr ausgelöscht.« Rattray reichte Bond die Karte und trat an seinen Tisch zurück. »Ja, das ist so ziemlich alles, außer den üblichen Maßnahmen an Grenzübergängen, in Häfen, auf Flugplätzen und dergleichen. Aber das wird uns nicht weiterbringen. Wenn es Profi-Arbeit war, von welcher Seite immer, dann war das Zeug schon zu Mittag außer Landes oder innerhalb einer Stunde in einer Pariser Gesandtschaft.«

Bond sagte ungeduldig: »Genau! Aber was, zum Teufel, erwartet M jetzt von *mir*? Daß ich den SHAPE-Leuten sage, sie sollen alles noch mal machen, nur besser? So was liegt aber schon gar nicht auf meiner Linie. Die reine Zeitverschwendung!«

Oberstleutnant Rattray lächelte teilnehmend. »So ziemlich den gleichen Standpunkt habe ich M gegenüber vertreten – natürlich mit dem gebotenen Takt. Aber der Alte war ganz vernünftig. Sagte bloß, er wolle SHAPE zeigen, daß er die Sache nicht weniger ernst nehme als sie. Und da Sie zufällig greifbar waren, meinte er, Sie hätten einen Sinn dafür, den unsichtbaren Faktor zu entdecken. Ich fragte ihn, wie er das meine, und er sagte, bei allen streng überwachten Hauptquartieren gäbe es diesen Unsichtbaren – diesen Mann, der so selbstverständlich da ist, daß man ihn einfach nicht bemerkt –, einen Gärtner, einen Fensterputzer, einen Briefträger. Ich machte geltend, daß SHAPE gerade deshalb alle Arbeiten von Soldaten besorgen läßt, aber M sagte nur, ich solle das alles nicht so wörtlich nehmen, und hängte ein.«

Bond mußte lachen. Er meinte, M's verärgertes Gesicht vor sich zu sehen, seine barsche Stimme zu hören. So sagte er nur: »Also schön. Will sehen, was ich tun kann. Bei wem melde ich mich zurück?«

»Hier. M will nicht, daß die St.-Germain-Gruppe damit zu tun bekommt. Alle Ihre Meldungen gehen von hier sofort per Fernschreiber nach London. Ich werde einen Dienst für Sie einteilen, den Sie Tag und Nacht erreichen können. Das

könnte übrigens die Russell machen, die hat Sie ja auch gefunden! Paßt Ihnen das?»

»Jawohl«, sagte Bond. »Und ob mir das paßt.«

Der zerbeulte Peugeot, von Rattray kurzerhand requiriert, roch nach ihr. Im Handschuhfach lagen noch ihre Utensilien – eine halbe Tafel Suchard, eine Tüte mit Haarklemmen, ein O'Hara-Paperback, ein einzelner schwarzer Wildlederhandschuh. Etwa bis zum Etoile dachte Bond an sie, dann schaltete er sie aus seinen Gedanken aus und lenkte den Wagen schnell durch den Bois. Rattray hatte gesagt, mit achtzig werde er fünfzehn Minuten brauchen, und Bond hatte erwidert, er werde halb so schnell, also doppelt so lange fahren, man möge ihn für halb zehn bei Oberst Schreiber anmelden. Nach der Porte de St. Cloud gab es nur wenig Verkehr, und Bond fuhr mit 110 über die Autobahn bis zur zweiten Ausfahrt rechts, wo der rote SHAPE-Hinweispfeil war. Bond kurvte die Böschung hinauf in die N 184. Zweihundert Meter weiter stand der Verkehrspolizist, auf den er achten sollte. Der Posten wies ihn linker Hand in die breite Einfahrt ein, und Bond fuhr zum ersten Kontrollpunkt.

Ein amerikanischer Polizist beugte sich aus der Kabine und prüfte Bonds Paß. Einfahren und warten. Jetzt nahm ein französischer Polizist seinen Paß, füllte einen Vordruck aus, gab ihm eine große Plastiknummer für die Windschutzscheibe und ließ ihn weiterfahren. Als Bond auf den Parkplatz kam, erstrahlten plötzlich hundert Bogenlampen und beleuchteten das Grundstück mit den niedrigen Baracken taghell. Bond fühlte sich nahezu nackt. Er ging über den freien Kiesplatz unter den Fahnen der NATO-Länder und stieg die vier flachen Stufen zu den breiten Glastüren hinauf, die zum Oberkommando der Alliierten Streitkräfte in Europa führen.

Hier war nun die Hauptkontrolle. Amerikanische und französische Militärpolizisten kontrollierten neuerlich seinen Paß und notierten die Einzelheiten. Dann wurde er einem britischen MP übergeben, der ihn durch den Hauptgang an zahllosen Bürotüren vorbeiführte. Sie trugen keine Namen, sondern das übliche Buchstaben-Abrakadabra aller Hauptquartiere. Auf einer Tür stand COMSTRIKFLTLANT AND SACLENT LIAISON TO SACEUR. Bond fragte nach dem Sinn dieser Aufschrift, aber der MP wußte es entweder wirklich nicht oder sagte aus Geheimhaltungsgründen nur: »Weiß nicht genau, Sir.«

Hinter der Tür zu »Colonel G. A. Schreiber, Headquarters-Sicherheitschef« saß ein Amerikaner mittleren Alters, steif wie ein Ladestock, mit angegrautem Haar und dem höflichnichtssagenden Benehmen eines Bankdirektors. Auf seinem Tisch standen mehrere Familienfotos in Silberrahmen und eine Vase mit einer weißen Rose. Tabakgeruch war keiner im Zimmer. Nach vorsichtig freundlicher Einleitung beglückwünschte Bond den Obersten zu seinen Sicherheitsvorkehrungen. »All diese Kontrollen und Nachkontrollen machen

es dem Gegner nicht leicht«, sagte er. »Ist Ihnen jemals vorher schon etwas abhanden gekommen, oder hat es irgendwann einmal Zeichen eines ernsthaften Anschlags gegeben?«

»Nein, Commander. Ich bin mit dem Hauptquartier sehr zufrieden. Sorgen machen mir nur die Außenstellen. Abgesehen von Ihrer Geheimdienstabteilung haben wir verschiedene Nachrichteneinheiten draußen – und dann natürlich die Ministerien von vierzehn Nationen! Ich kann nicht garantieren, ob nicht vielleicht dort etwas durchsickert.«

»Kein leichtes Geschäft«, stimmte Bond zu. »Jetzt aber zu dieser Geschichte: Gibt es etwas Neues, seit Oberstleutnant Rattray mit Ihnen gesprochen hat?«

»Wir haben das Geschoß gefunden. Luger. Hat das Rückgrat zerschmettert, Distanz zirka dreißig Meter. Falls unser Mann geradeaus fuhr, muß der Schuß genau hinter ihm aus gleicher Höhe abgefeuert worden sein. Da der Mörder nicht auf der Straße gewartet haben kann, muß er in oder auf einem Fahrzeug gesessen haben.«

»Dann hätte Ihr Mann ihn im Rückspiegel sehen müssen?«

»Wahrscheinlich.«

»Welche Weisungen haben Ihre Fahrer für den Fall, daß sie verfolgt werden?«

Der Oberst lächelte leicht. »Sie haben Auftrag, auf Teufel komm 'raus zu fahren.«

»Und mit welcher Geschwindigkeit ist Ihr Mann gestürzt?«

»Man nimmt an, daß er nicht sehr schnell war. Zwischen dreißig und sechzig. Worauf wollen Sie hinaus, Commander?«

»Ich frage mich, was Sie davon halten – ob es Profi- oder Amateurarbeit war. Wenn Ihr Mann nicht versucht hat zu entkommen, obwohl er den Mörder im Rückspiegel gesehen hat, so läßt das darauf schließen, daß er den Mann hinter sich eher für einen Freund hielt. Das läßt weiter auf eine Art Verkleidung schließen, die hierher paßt – auf etwas, das Ihr Mann sogar um sieben Uhr früh akzeptierte.«

Oberst Schreiber zog die Stirn kraus. In seiner Stimme lag eine gewisse Spannung, als er sagte: »Commander, wir haben selbstverständlich alle Seiten dieses Falles bedacht, auch die von Ihnen erwähnte. Gestern mittag hat der kommandierende General Alarmstufe in dieser Sache gegeben. Es wurde ein ständiger Ausschuß und ein Einsatzkommando gebildet, und von diesem Zeitpunkt an wurde jede Möglichkeit, jede Andeutung einer Spur gründlich geprüft. Und ich kann Ihnen sagen, Commander«, der Oberst hob seine wohlmanikürte Hand und ließ sie betont auf die Schreibunterlage fallen, »sollte jemand auch nur eine entfernt originelle Idee zu diesem Fall haben, so müßte er

schon *sehr* nahe mit Einstein verwandt sein! Es gibt nichts, wirklich nichts, was uns in diesem Fall weiterbringt.«

Teilnahmsvoll lächelnd erhob sich Bond. »Dann werde ich jetzt Ihre Zeit nicht weiter in Anspruch nehmen, Oberst. Wenn ich aber die Konferenzprotokolle einsehen könnte, um mich gründlich zu informieren, und wenn einer Ihrer Leute mir die Kantine und mein Zimmer zeigen möchte?«

»Gewiß, gewiß.« Der Oberst drückte auf einen Klingelknopf. Ein junger Mann mit Bürstenfrisur trat ein. »Proctor, führen Sie bitte den Commander auf sein Zimmer im VIP-Flügel, und bringen Sie ihn dann zur Bar und in die Kantine.« Er wandte sich Bond zu. »Sobald Sie gegessen haben, liegen die Protokolle hier für Sie bereit. Mitnehmen können Sie sie nicht, aber im Nebenzimmer werden Sie finden, was Sie brauchen, und Proctor kann Ihnen in allen Dingen an die Hand gehen.« Er streckte die Rechte aus. »Okay? Dann sehe ich Sie also morgen früh.«

Bond sagte gute Nacht und folgte dem Sekretär. Während er durch die neutral gestrichenen, neutral riechenden Gänge ging, kam es ihm in den Sinn, daß dies wohl der aussichtsloseste Auftrag war, den er je bekommen hatte. Wenn die Abwehrchefs von vierzehn Nationen nicht weiter wußten, was hatte er da noch zu hoffen? Als er an diesem Abend in dem spartanisch möblierten Gästezimmer zu Bett ging, beschloß er, dieser Sache noch zwei Tage zu widmen – hauptsächlich, um so lange als möglich mit Mary Ann Russell in Kontakt zu bleiben – und dann aufzugeben. Nach diesem Entschluß fiel er sofort in tiefen Schlaf.

Nicht zwei, sondern vier Tage später, der Morgen stieg über dem Wald von St. Germain herauf, lag James Bond auf dem dicken Ast einer Eiche und spähte hinunter auf die kleine leere Lichtung hinter den Bäumen längs der Mordstraße.

Er trug einen Tarnanzug eines Fallschirmjägers, und sogar seine Hände und sein Gesicht waren mit dem Stoff bedeckt – nur Schlitz für Augen und Mund waren gelassen. Es war eine gute Tarnung, die mit der höhersteigenden Sonne immer besser zu werden versprach. Vom Boden aus, sogar direkt unter seinem Platz, konnte er nicht gesehen werden.

Es war so gekommen: Wie erwartet, waren die ersten zwei Tage reine Zeitverschwendung gewesen. Bond hatte lediglich erreicht, sich durch seine hartnäckigen Rückfragen allseits unbeliebt zu machen. Am Morgen des dritten Tages, ohnehin schon im Begriff, sich verabschieden zu gehen, erhielt er einen Anruf vom Oberst. »Oh, Commander, ich wollte Ihnen nur sagen, daß die letzte Hundegruppe gestern erst spät nachts hereingekommen ist – es war ja Ihre Idee, den ganzen Wald absuchen zu lassen. Tut mir leid« – die Stimme klang gar nicht danach –, »aber alles absolut negativ.«

»Oh – mein Fehler, diese Zeit Verschwendung!« Und hauptsächlich, um den

Oberst zu ärgern, fügte Bond noch hinzu: »Macht es Ihnen was aus, wenn ich selbst noch mit dem Hundeführer spreche?«

»Aber bitte! Ganz wie Sie wünschen. Übrigens, Commander, wie lange gedenken Sie noch zu bleiben? Wir freuen uns, Sie hier zu haben – aber es handelt sich um Ihr Zimmer. Demnächst kommt nämlich eine größere Gesellschaft aus Holland herein. Hocharangiger Stabskurs oder so was Ähnliches, und die Verwaltung sagt, daß wir knapp an Räumen sind.«

Bond hatte nicht erwartet, sich mit Oberst Schreiber gut zu vertragen, und hatte es auch gar nicht getan. Nun sagte er freundlich: »Ich werde sehen, was mein Chef dazu sagt, und rufe dann zurück, Oberst.«

»Ja bitte, tun Sie das.« Des Obersten Stimme war nicht minder höflich, doch schien die Höflichkeit beider Sprecher damit erschöpft zu sein, denn beide Hörer wurden gleichzeitig aufgelegt.

Der leitende Hundeführer war ein Franzose aus den Landes. Er hatte den raschen, schlaun Blick eines Wilderers. Bond fand ihn beim Hundezwinger. Da die Hunde Lärm schlugen – die Nähe des Abrichters war zuviel für sie –, führte er Bond in den kleinen Dienstraum, dessen Wände mit Ferngläsern, Regenmänteln, Gummischuhen, Hundehalsbändern und anderem Gerät behängt waren. Des weiteren gab es zwei Holzstühle und einen Tisch mit einer Karte des Waldes von St. Germain in großem Maßstab. Sie war mit Bleistift in Planquadrate unterteilt. Der Hundeführer strich über die Karte: »Wir haben alles abgesucht, Monsieur, aber nichts gefunden.«

»Wollen Sie damit sagen, die Hunde hätten kein einziges Mal angezeigt?«

Der Mann kratzte sich den Kopf. »Wir hatten ein paar Zwischenfälle mit Wild, Monsieur. Ein, zwei Hasen und zwei Fuchsbaue. Und dann noch die Scherereien auf der Lichtung In der Nähe des *Carrefour Royal*. Wahrscheinlich wittern sie dort noch immer die Zigeuner.«

»Aha.« Bond verspürte nur geringes Interesse. »Zeigen Sie mir's. Was waren das für Zigeuner?«

Der Mann fuhr mit einem schmutzigen kleinen Finger über die Karte. »Die Namen stammen noch aus früheren Zeiten: hier die *Etoile Parfaite*, und hier, beim Tatort, das *Carrefour des Curieux*. Und hier ist das *Carrefour Royal*, die Grundlinie des Dreiecks. Es bildet«, fügte er bedeutsam hinzu, »mit der Mordstraße ein Kreuz.« Er holte einen Bleistift aus der Tasche und machte knapp neben der Kreuzung einen Punkt. »Und dies hier ist die Lichtung, Monsieur. Den Winter über lagerte hier eine Gruppe Zigeuner. Vorigen Monat sind sie weitergezogen. Sie haben den Platz zwar aufgeräumt, aber für die Hunde bleibt der Geruch noch monatelang spürbar.«

Bond dankte ihm und bestieg, nachdem er die Hunde noch gebührend

bewundert und mit dem Hundeführer über dessen Beruf geplaudert hatte, seinen Peugeot, um zur Gendarmerie nach St. Germain zu fahren. Ja, dort hatte man die Zigeuner gekannt. Sie hatten wirklich wie Zigeuner ausgesehen, kaum ein Wort Französisch gesprochen, waren aber sonst ganz anständig gewesen. Keinerlei Grund zur Klage. Im ganzen sechs Männer und zwei Frauen. Nein, wegfahren sehen hatte sie niemand. Eines Morgens waren sie einfach fort gewesen. Das mochte nun etwa eine Woche her sein, sie hatten ja einen ganz entlegenen Platz gewählt.

Bond durchfuhr den Wald auf der D 98. Sobald 400 Meter voraus die große Autobahnbrücke auftauchte, beschleunigte er seine Fahrt und stellte dann den Motor ab, um geräuschlos zum *Carrefour Royal* zu gelangen. Dort stieg er leise aus dem Wagen und schlich, obwohl er sich in seiner Rolle eher komisch fühlte, durch den Wald auf die Lichtung zu. Nach etwa zwanzig Metern hatte er sie erreicht. Von Unterholz und Bäumen gedeckt sah er sich die Lichtung sorgfältig an, betrat sie dann und schritt sie bis zum anderen Ende aus. Sie hatte das Ausmaß von zwei Tennisplätzen und war mit dichtem Gras und Moos bedeckt. Ein großer Fleck Maiglöckchen war da, und unter den Bäumen am Rand wuchsen vereinzelt Glockenblumen. Auf der einen Seite erhob sich ein niedriger Erdhügel, vielleicht ein alter Grabhügel, ganz von Brombeersträuchern und wilden Rosen überwuchert, die jetzt in voller Blüte standen. Bond umschritt den Hügel und spähte zwischen die Wurzeln hinein. Aber nur die Erdform des Hügels war zu sehen.

Nach einem letzten Rundblick begab Bond sich zu jener Ecke der Lichtung, die der Straße zunächst lag. Hier gab es einen bequemen Zugang. Aber an Spuren zeigte sich nicht mehr, als von den Zigeunern zurückgeblieben sein konnte oder von den Picknicks des vergangenen Jahres. Am Straßenrand war ein schmaler Durchgang zwischen zwei Stämmen, die Bond oberflächlich abzusuchen begann.

Plötzlich erstarrte er und ließ sich dann auf die Knie nieder. Vorsichtig kratzte er ein Streifchen getrockneten Schlamm von der Rinde. Es verdeckte einen tiefen Kratzer in dem Baumstamm. Bond entdeckte deren drei auf dem einen und vier auf dem anderen Stamm. Rasch trat er unter den Bäumen hervor auf die Straße. Sie fiel hier leicht zur Autobahnbrücke ab, und so schob Bond seinen Wagen an, sprang hinein und rollte geräuschlos davon. Erst als er schon fast unter der Brücke war, kuppelte er ein.

Und jetzt war Bond wieder auf der Lichtung, besser gesagt *über* ihr, und wußte noch immer nicht, ob er mit seiner Vermutung recht hatte. M's Ausspruch und die Erwähnung der Zigeuner – diese beiden Dinge hatten ihn auf die Spur gebracht, falls es überhaupt eine war. Zigeuner! Da war er ja, der »unsichtbare Faktor«! Der »unsichtbare Mann«! Diese Zigeuner gehörten so zum Hintergrund, daß man sie gar nicht mehr sah. Sechs Männer und zwei Frauen, die kaum ein

Wort Französisch gesprochen hatten! Zigeuner, das war eine gute Tarnung. Als Zigeuner war man Ausländer und doch kein Ausländer. Nun waren sie weitergezogen. Aber konnten nicht einige von ihnen in einem wintersüber errichteten Versteck zurückgeblieben sein, um von dort aus zu operieren? Vielleicht war der Raub der Geheimpapiere ihr erster Einsatz gewesen? Erst die so sorgfältig verborgenen Kratzer an den zwei Stämmen hatten Bond auf diese Idee gebracht. Sie befanden sich genau in Pedalhöhe eines getragenen Rades!

Hirngespinnst oder nicht – Bond fragte sich, ob es bei diesem einen Anschlag bleiben würde. Er hatte seinen Verdacht nur der Station F berichtet, und Mary Ann Russell hatte ihn zur Vorsicht ermahnt. Ihr Chef hatte ein übriges getan und die St.-Germain-Gruppe zu Bonds Unterstützung beordert. So hatte Bond sich von Oberst Schreiber verabschiedet und war ins Hauptquartier der Gruppe übersiedelt, in ein unscheinbares Haus in einer noch unscheinbareren Dorfstraße. Dort hatte man ihm den Tarnanzug besorgt, und die vier Geheimdienstleute hatten sich ihm bereitwilligst zur Verfügung gestellt. Wie er waren auch sie sich klar darüber, daß der britische Geheimdienst gegenüber SHAPE ungemein an Prestige gewinnen würde, falls Bond das Rennen allein machte. M's Sorgen um die Unabhängigkeit seiner Einheit würden dann ein für allemal ihr Ende haben.

Auf einem Eichenast Hegend, grinste Bond vor sich hin. Privatarmeen, Privatkriege: wieviel Energie entzog das der gemeinsamen Sache, wie sehr lenkte es vom gemeinsamen Feind ab!

Sechs Uhr dreißig, Zeit fürs Frühstück. Vorsichtig tastete Bond in seinem Kampfanzug nach den Glukosetabletten, fand sie, steckte eine durch den Mundschlitz, ließ sie langsam zergehen und nahm noch eine zweite. Dabei ließ er die Lichtung nicht aus den Augen. Das rote Eichhörnchen, das mit dem ersten Licht aufgetaucht war, knabberte noch immer an den Buchenschößlingen, die beiden Wildtauben setzten ihre ungeschickten Liebesspiele fort, und das Spatzenpaar war ohne Unterlaß mit dem Nestbau beschäftigt. Die dicke Drossel fand endlich ihren Wurm, und Schwärme von Bienen umsummten die Rosen auf dem Hügel. Seit vier Uhr morgens lag Bond nun in seinem Versteck und kam sich inmitten dieses Märchenmorgens nachgerade wie ein Idiot vor. Fehlte nur noch daß so ein blöder Vogel sich ihm auf den Kopf setzte!

Den ersten Alarm gaben die Tauben: mit lautem Flügelschlag flüchteten sie in die Bäume, gefolgt von den anderen Vögeln und dem Eichhörnchen. Nur mehr das Bienengesumm war jetzt vernehmbar. Was hatte die Tiere alarmiert? Bond bekam Herzklopfen. Er durchspähte die Lichtung nach einem Anhaltspunkt. Etwas regte sich – es war unter den Rosen, eine kaum wahrnehmbare, aber ungewöhnliche Bewegung!

Langsam, zentimeterweise, stieg dort ein einzelner, dorniger Stengel, unnatürlich gerade und dick, durch die Zweige. Stieg, bis er den Busch um

gute dreißig Zentimeter überragte. Der Stengel trug eine einzige Rose. Bei oberflächlichem Hinsehen wirkte sie ganz natürlich. Aber jetzt entfalteten sich die Rosenblätter, klappten herunter und gaben eine Glaslinse von Shillinggröße frei! Sie schien direkt auf Bond zu starren, beschrieb dann aber eine langsame Drehung um die eigene Achse bis zurück zur Ausgangsstellung. Dann klappten die Blätter wieder zu, und langsam versank die Rose wieder im Busch.

Bonds Atem ging schneller. Für einen Moment schloß er die überanstrengten Augen. Da hatte man's! Zigeuner! Wenn diese Maschinerie nicht trott, dann befand sich unter diesem Hügel der fachmännisch bestinstallierte Spionageposten, der je irgendwo zurückgelassen worden war. Ein erwartungsvoller Schauer – fast eine Vorahnung von Furcht – überlief Bonds Rücken. Er hatte also recht gehabt! Was würde das nächste sein?

Etwas begann in dem Hügel zu summen – ein Elektromotor? Der Rosenstrauch erbehte. Die Bienenwolke flog auf – und setzte sich wieder. Langsam tat sich in der Mitte des großen Strauchs ein Spalt auf und verbreiterte sich, bis der ganze Strauch wie eine Doppeltür auseinanderklappte. Das Motorsummen war jetzt lauter geworden, das Metall der Kuppeltüren glänzte in der Sonne. Jetzt standen die beiden Segmente ganz offen, ebenso wie der von Bienen wimmelnde Rosenstrauch. Am Grunde der dunklen Öffnung schimmerte fahlgelb elektrisches Licht. Der Motorlärm war verstummt.

Ein Mann schob sich durch die Öffnung und betrat geduckt um sich spähend die Lichtung. In seiner Hand lag eine Pistole – die Luger! Sichtlich beruhigt winkte er in den Schacht hinunter. Kopf und Schultern eines zweiten Mannes erschienen. Er reichte drei Paar schneesuhartige Geflechte heraus und verschwand wieder. Der erste kniete nieder und befestigte ein Paar davon an seinen Schuhen. Nun hinterließ er keine Fußspuren. Bond mußte grinsen. Gerissene Hunde!

Wieder tauchte der zweite Mann auf, dann ein dritter. Gemeinsam hoben sie ein Motorrad aus dem Schacht und hielten es hoch, während der erste – offenbar ihr Chef – auch ihnen die Geflechte anschnallte. Dann schritten sie hintereinander zwischen den Stämmen zur Straße, vorsichtig die Füße hebend, was außerordentlich unheimlich wirkte.

Mit einem Seufzer der Erleichterung ließ Bond den Kopf sinken. Das also war es! Jetzt war ihm alles klar! Die beiden Untergebenen trugen Overalls, ihr Chef aber steckte in der Uniform des Königlichen Nachrichtenkörps, und sein Motorrad war eine olivgrüne BSA M 120 mit britischer Armeenummer auf dem Benzintank. Kein Wunder, daß ihn der Meldefahrer von SHAPE hatte an sich herankommen lassen! Was aber geschah mit den erbeuteten Geheimdokumenten? Wahrscheinlich wurde nachts das Wichtigste daraus per Funk durchgegeben. Dann stieg statt des Periskops wohl eine Antenne aus dem Busch, der Generator wurde eingeschaltet, und die verschlüsselten

Buchstabengruppen gingen hinaus in die Nacht. Nach welchem Schlüssel? Wenn es gelang, die ganze Gruppe *draußen* festzunehmen, würde man im Schacht wichtiges Geheimmaterial vorfinden! Vielleicht konnte man dann sogar dem GRU, dem sowjetischen Militärgeheimdienst, falsche Nachrichten übermitteln!

Die beiden Gehilfen kamen zurück und verschwanden in dem Schacht, über dem der Rosenstrauch sich schloß. Der Chef mit seiner Maschine wartete jetzt wohl im Gebüsch des Straßenrands. Bond sah auf die Uhr: na klar! Sechs Uhr fünfundfünfzig! Er wartete auf den Meldefahrer. Entweder wußte er nicht, daß der nur einmal in der Woche fuhr, oder – was wahrscheinlicher war – er nahm an, SHAPE habe nach dem Mord den Turnus geändert. Gründliche Burschen! Wahrscheinlich hatten sie Auftrag, so viel als möglich *vor* dem Sommer zu erledigen, bevor noch die Ausflügler den Wald unsicher machten. Dann würde die Gruppe abgezogen werden und erst im Winter wiederkommen. Aber was immer sie auf lange Sicht vorhatten – im Augenblick war der nächste Mord fällig.

Die Minuten verstrichen. Um sieben Uhr zehn erschien der Anführer wieder. Im Schatten eines großen Baumes blieb er stehen und stieß einen kurzen, hohen Signalpfeiff aus. Der Rosenstrauch öffnete sich, die beiden Gehilfen erschienen wieder und folgten dem Mann unter die Bäume. Nach zwei Minuten waren sie mit dem Motorrad wieder zurück. Noch ein sorgsamer Rundblick nach etwa hinterlassenen Spuren – dann lag die Lichtung still wie zuvor.

Nach einer weiteren Stunde – die hochstehende Sonne warf schon stärkere Schatten – glitt Bond leise von seinem Ast herab, ließ sich sanft auf das Moos hinter den Brombeeren fallen und verschwand im Wald.

Das übliche Abendtelefonat mit Mary Ann Russell nahm eine stürmische Wendung. Sie sagte: »Sie sind verrückt! Ich lasse Sie das nicht tun! Ich werde unseren Chef bei Oberst Schreiber anrufen lassen, er soll ihm das Ganze durchgeben. Das ist eine SHAPE-Sache und nicht die Ihre!«

Bond erwiderte scharf. »Auf keinen Fall werden Sie das tun!« sagte er. »Oberst Schreiber ist absolut damit einverstanden, daß ich morgen früh statt des Meldefahrers vom Dienst eine Scheinfahrt mache. Mehr braucht er derzeit noch nicht zu wissen. Eine Art Rekonstruktion des Verbrechens eben. Ihm ist's ohnehin egal, denn über dieser Sache sind die Akten bereits geschlossen. Also seien Sie lieb und tun Sie, was man Ihnen sagt! Geben Sie meinen Bericht per Fernschreiber unverzüglich an M durch. *Er* wird einsehen, warum ich die Sache klarstellen muß, und nichts dagegen haben.«

»Zum Teufel mit diesem M! Zum Teufel mit Ihnen und dem ganzen blödsinnigen Geheimdienst!« Zornestränen erstickten ihre Stimme. »Nichts als ein Haufen Lausbuben seid ihr, die Indianer spielen! Diese Leute allein auf sich

zu nehmen! Das ist Angabe, nichts als Angeberei ist das!«

Jetzt begann auch Bond sich zu ärgern. »Jetzt ist aber Schluß, Mary Ann! Geben Sie meinen Bericht in den Fernschreiber! Tut mir leid, aber das ist ein Befehl!«

»Ja, ist schon gut«, kam es resigniert zurück, »Sie brauchen nicht gleich Ihren Dienstgrad herauszukehren. Kommen Sie nur nicht zu Schaden – na, übrigens können ja die Burschen von der Station hinterher Ihre Überreste einsammeln. Alles Gute also!«

»Vielen Dank, Mary Ann! Und wollen Sie morgen mit mir dinieren? In irgendeinem Lokal wie dem Armenonville? Mit rotem Champagner und Zigeunermusik! Nach der ›Frühling-in-Paris-Masche?«

»Ja«, sagte sie ernsthaft. »Sehr gern. Aber um so mehr müssen Sie auf sich achtgeben. Werden Sie – bitte?«

»Aber natürlich werd' ich! Keine Sorge. Gute Nacht!«

»Nacht.«

Den Rest des Abends verbrachte Bond damit, seinen Plan bis ins einzelne auszuarbeiten und seine vier Mann noch ein letztes Mal zu instruieren.

Wieder war es ein schöner Tag. Bequem saß Bond auf der vibrierenden BSA, fertig zur Abfahrt. Kaum konnte er an den Hinterhalt glauben, der ihn gleich jenseits des *Carrefour Royal* erwartete. Während der Korporal vom Nachrichtenkorps ihm die leere Meldertasche aushändigte und sich anschickte, das Startzeichen zu geben, sagte er: »Sie sehen aus, als wären Sie schon immer im Königlichen Korps gewesen. Zeit für einen Haarschnitt, würd' ich sagen, aber die Uniform sitzt wie angegossen. Wie gefällt Ihnen die Maschine, Sir?«

»Geht traumhaft. Wußte gar nicht mehr, wieviel Spaß die Dinger machen!«

»Trotzdem, ein kleiner Austin A 40 ist mir jederzeit lieber, Sir.« Der Korporal sah auf die Uhr. »Gleich sieben durch!«

Er hielt den Daumen hoch. »Okay!«

Bond schob sich die Schutzbrille zurecht, hob grüßend die Hand, trat die Maschine an und staubte über den Kies zum Hauptttor hinaus.

Über die 184 zur 307, durch Bailly und Noisy-le-Roi! Jetzt kam das Stück nach St. Nom, da mußte er scharf nach rechts abbiegen auf die D 98, die »Mordstraße«, wie der Hundeführer sie genannt hatte. Bond fuhr auf den Grasstreifen und kontrollierte nochmals den langläufigen 45er-Colt. Er verstaute die körperwarme Waffe wieder an der Brust und ließ den Knopf offen. Auf die Plätze! Fertig ...!

Bond nahm die scharfe Kurve und ging auf achtzig hinauf. Jetzt kam der

Autobahnviadukt! Sein schwarzes Maul schluckte ihn ein. Der Auspufflärm war enorm. Sekundenlang umwehte Bond der feuchtwarme Tunnelgeruch, dann war er durch und brauste im Sonnenschein über das *Carrefour Royal*. Vor ihm glänzte auf drei Kilometer der geölte Makadam schnurgerade durch den Zauberwald, und es roch angenehm nach Blättern und Tau. Bond ging auf siebzig herunter. Der Rückspiegel zu seiner Linken vibrierte leicht und zeigte das verkehrt abrollende leere Straßenband zwischen dem grün aufschäumenden Kielwasser aus wegströmenden Baumreihen. Von dem Mörder keine Spur. Hatte er Angst bekommen? Hatte es eine Störung gegeben? Aber dann erschien ein kleiner schwarzer Punkt in der Spiegelmitte – zuerst eine Mücke nur, aus der nach und nach eine Fliege wurde, dann eine Biene, dann ein Käfer! Bald war es ein tief über die Lenkstange gebeugter Sturzhelm zwischen zwei großen schwarzen Pranken. Gott, kam der schnell heran! Bonds Augen gingen zwischen der Straße und ihrem Spiegelbild hin und her. Jetzt griff der Mörder nach der Pistole ...!

Bond ging herunter – fünfzig, vierzig, fünfunddreißig. Die Fahrbahn war glatt wie Metall. Ein letzter Blick in den Spiegel: die rechte Hand hatte die Lenkung losgelassen, und die Sonnenspiegelung setzte dem Mann da hinten plötzlich Feueraugen unter den Sturzhelm. *Jetzt!* Bond bremste scharf und ließ die BSA schräg wegschleudern. Gleichzeitig stellte er den Motor ab. Aber er war mit dem Ziehen nicht schnell genug! Zweimal flammte es aus der Pistole des Mörders, und ein Geschosß schlug neben Bonds Schenkel in die Sattelfederung. Dann aber sprach der Colt nur einmal, und es war, als hätte jemand den Mörder samt seiner Maschine mit dem Lasso von der Straße gerissen. Quer über den Graben krachten Mann und Maschine kopfüber gegen den Stamm einer Buche. Sekundenlang klebte das Gewirr aus Gliedmaßen und Metall an dem breiten Stamm, dann stürzte es unter metallischem Todesröcheln rücklings ins Gras.

Bond stieg ab und trat zu dem häßlichen Knäuel aus Khaki und rauchenden Stahlteilen. Pulsfühlen war hier überflüssig: wo immer der Schuß auch getroffen hatte – der Sturzhelm war geborsten wie eine Eierschale. Bond wandte sich ab und steckte den Revolver in die Jacke. Er hatte Glück gehabt und wollte es nicht noch weiter herausfordern. So bestieg er seine BSA und fuhr die Richtung wieder zurück, aus der er gekommen war.

Nachdem er die Maschine an einen der zernarbten Stämme gelehnt hatte, schlich er zum Rande der Lichtung. Dort, im Schatten der großen Buche, befeuchtete er die Lippen und ahmte den Vogelpfiff des Mörders nach. Er wartete. Hatte er's nicht getroffen? Aber da begann der Strauch zu beben, und der hohe, dünne Maschinenton erklang. Bond hakte seinen rechten Daumen knapp neben dem Revolvergriff in den Gürtel. Er hoffte, nicht nochmals töten zu müssen, denn die beiden Gehilfen waren anscheinend nicht bewaffnet gewesen. Bei einigem Glück würden sie nahe genug herankommen.

Jetzt waren die Kuppeltüren offen. Von seinem Standpunkt aus konnte Bond den Schacht nicht einschert, aber schon war der erste Mann draußen und legte seine Schneeschuhe an. Die Schneeschuhe! Bonds Herzschlag stockte: *die* hatte er vergessen! Sie mußten dort hinten im Gebüsch versteckt sein. Idiotisch! Ob die beiden es merken würden?

Langsam kamen sie auf ihn zu, vorsichtig die Füße setzend. Als sie auf sechs Meter heran waren, sagte der erste etwas. Es klang wie Russisch. Als Bond die Antwort schuldig blieb, verhielten beide und starrten ihn erstaunt an. Bond spürte die Gefahr, riß den Revolver heraus und ging in die Hocke. »Hände hoch!« Er machte eine Geste mit der Coltmündung. Der Vordermann rief einen Befehl und warf sich nach vorn. Gleichzeitig rannte der andere zum Versteck zurück. Zwischen den Stämmen bellte ein Gewehrschuß, und das rechte Bein des Rennenden knickte kraftlos zusammen. Ein Mann von der Station verließ seine Deckung und rannte herzu. Bond ließ sich auf ein Knie nieder und stieß den Revolverlauf gegen den anprallenden Körper des ersten. Er traf, aber schon war der Mann über ihm. Bond sah Fingernägel gegen seine Augen stoßen, duckte ab und rannte in einen Uppercut. Eine Hand preßte sein rechtes Handgelenk zusammen und drehte es mit dem Revolver langsam gegen ihn. Da er nicht töten wollte, war die Waffe noch gesichert. Nun versuchte Bond, den Daumen an den Sicherungshebel zu kriegen, erhielt aber einen Tritt gegen die Schläfe. Er ließ den Revolver los und fiel zurück. Wie durch einen roten Nebel sah er die Revolvermündung sich gegen sein Gesicht richten.

Nun würde er sterben – sterben, weil er Mitleid gezeigt hatte ...!

Aber plötzlich war die Mündung fort und kein Gewicht mehr auf ihm! Bond kam auf die Knie und richtete sich auf: Der neben ihm im Gras ausgespreizte Körper machte seinen letzten Fußstoß. Der Rücken des Overalls zeigte blutige Risse. Bond blickte um sich. Die vier Mann von der Station standen in einer Gruppe beisammen. Bond löste den Riemen seines Sturzhelms und rieb sich den schmerzenden Kopf. »Na also, besten Dank«, sagte er. »Wer hat's getan?«

Keiner antwortete. Die Männer sahen verlegen drein.

Erstaunt trat Bond auf sie zu. »Was ist denn los mit euch?«

Da bemerkte er eine Bewegung hinter den vieren. Ein Bein wurde sichtbar – ein Frauenbein. Bond lachte auf. Verlegen grinsend blickten die vier sich um. Mary Ann Russell, in braunem Hemd und schwarzen Hosen, die Hände hoch erhoben, kam von hinten heran. Sie hielt noch die 22er-Zielpistole, steckte sie aber weg, während sie auf Bond zutrat und ängstlich fragte: »Sie werden doch niemandem Vorwürfe machen, bitte? Ich wollte heute früh Ihre Leute um keinen Preis allein losziehen lassen!« Sie blickte Bond bittend an. »Es war wirklich ganz gut, daß ich mitkam – ich meine, ich war rein zufällig als erste heran. Keiner wollte schießen, aus Angst, Sie zu treffen.«

Bond lächelte ihr zu. »Wären Sie nicht gekommen, so könnte ich unsere Dinnerverabredung nicht einhalten.« Er wandte sich an die Männer, wurde dienstlich: »In Ordnung, Leute! Einer von euch nimmt das Motorrad und berichtet Oberst Schreiber das Wesentliche. Wir anderen warten auf seine Männer, bevor wir uns das Versteck ansehen. Und er möchte doch zwei Anti-Sabotageleute mitschicken, vielleicht ist die Bude vermint, ja?«

Dann faßte er das Mädchen am Arm und sagte: »Und jetzt kommst du mit. Ich möchte dir ein Vogelnest zeigen.«

»Ist das ein Befehl?«

»Ja.«

»Für Sie persönlich«

Der schönste Vogel Jamaikas oder, wie manche sagen, der Welt ist der Fahنشchwanz oder Doktorkolibri. Das Männchen mißt etwa zweiundzwanzig Zentimeter, wovon jedoch achtzehn auf die zwei langen, schwarzen Schwanzfedern entfallen, die einander in eleganter Krümmung überschneiden und an den Innenrändern Bogenzeichnung tragen. Kopf und Schopf sowie die klaren, zutraulichen Augen sind schwarz, die Flügel dunkelgrün, der lange Schnabel ist scharlachrot. Der Körper aber ist, besonders im Sonnenlicht, von herrlichstem, juwelenhaftem Smaragdgrün. Da auf Jamaika die beliebtesten Vogelarten Spitznamen bekommen, heißt unser *Trochäus polytmus* dort »Doktorvogel«: seine schwarzen Schwanzfedern erinnern das Volk an die ärztlichen Frackschöße längst vergangener Tage.

Zweien dieser Vogelpärchen war Mrs. Havelock ganz besonders zugetan. Seit sie jungverheiratet nach Content gekommen war, hatte sie sie beobachtet: beim Honigsaugen, beim Kämpfen und Nisten und auch beim Liebesspiel. Mrs. Havelock war jetzt über fünfzig, aber auch die Vogelpärchen waren nicht mehr dieselben: ihrer viele waren gekommen und gegangen, seit Mrs. Havelocks Schwiegermutter jene beiden ersten Paare Pyramus und Thisbe, Daphnis und Chloe benannt hatte. Aber die Abkömmlinge hatten diese Namen geerbt, und so saß Mrs. Havelock jetzt vor ihrem eleganten Teegeschirr auf der breiten, kühlen Veranda und sah Pyramus zu, wie er sich mit wildem Kampfesgeschrei auf Daphnis stürzte, der in Pyramus' Revier nach Honig sachte. Die beiden winzigen, schwarzgrünen Kampfhähne wirbelten fort über die herrliche, von prächtigen Hibiskus- und Bougainvilleagruppen durchsetzte Rasenfläche, bis sie im Zitronenhain verschwanden. Aber sie würden bald zurück sein. Der unablässige Krieg zwischen den beiden Pärchen war nur ein *Kampfspiel*: in diesem großen, schön angelegten Garten gab es Honig im Überfluß.

Mrs. Havelock stellte ihre Teetasse ab und langte nach einem Gemüsesandwich. »Wahrhaftig, es sind entsetzliche Radaubröder«, sagte sie.

Oberst Havelock blickte über den Rand seines *Daily Gleaner*. »Wer?«

»Pyramus und Daphnis!«

»Ach so.« Oberst Havelock fand diese Namen idiotisch. »Sieht ganz danach aus«, sagte er, »als ob Batista sich bald aus dem Staub machen müßte. Dieser Castro gibt ihm ganz schön Saures! Heute morgen hab ich bei Barclay's gehört, es soll jetzt massenhaft Geld von drüben herüberkommen, solche Angst haben die. Belair ist angeblich schon an Strohänner verkauft worden – hundertfünfzigtausend Pfund für vierhundert Hektar Rinderzecken und ein

Haus, mit dem die roten Ameisen bis Weihnachten fertig sein werden! Ober Nacht hat irgend jemand auch das scheußliche Blue Harbour Hotel aufgekauft, und man hört sogar, Jimmy Farquharson habe für seinen Besitz einen Käufer gefunden – samt Blattfäule und Panamapest als Draufgabe, nehm ich an.«

»Da wird Ursula sich aber freuen! Die Ärmste hält es hier draußen ohnehin nicht aus. Freilich, wenn man denkt, daß nach und nach die ganze Insel von diesen Kubanern aufgekauft wird ... Woher nehmen die überhaupt das Geld dazu, Tim?«

»Rackets, Gewerkschaftsfonds, Regierungsgelder – weiß der Teufel! Die ganze Gegend wimmelt nur so von allen möglichen Gaunern und Gangstern. Scheint, daß sie ihr Geld aus Kuba in Sicherheit bringen und anderswo möglichst rasch wieder anlegen wollen. Dazu ist ihnen Jamaika genauso recht wie jedes andere Land mit Dollarkonvertierbarkeit. Angeblich hat der Kerl, der Belair gekauft hat, das Geld aus einem Koffer auf Aschenheims Kanzleiboden geschaufelt! Nun, er wird hier wohl ein, zwei Jahre lang die Stellung halten, und wenn der Wirbel sich gelegt hat oder wenn Castro an der Macht und mit seiner Säuberungsaktion durch ist, wird er unter Preis verkaufen und anderswohin ziehen. Eigentlich schade drum! Belair war ein so schöner Besitz! Man hätte ihn wieder hochbringen können, wenn jemand aus der Familie nur gewollt hätte!«

»Zu den Zeiten von Bills Großvater waren es noch viertausend Hektar.«

»Was kümmert das Bill? Wetten, daß er die Fahrkarte nach London schon in der Tasche hat? Dann ist eben wieder eine von den alten Familien fort. Außer uns wird bald niemand mehr übrig sein. Gottlob, daß wenigstens Judy gern hier ist.«

Besänftigend sagte Mrs. Havelock: »Ganz recht, mein Lieber«, und schellte, damit das Teegeschrir abgeräumt werde. Agatha, eine riesige, blauschwarze Negerin mit altmodischem weißen Kopftuch, wie es auf Jamaika nur mehr in den inneren Landstrichen getragen wird, erschien durch den weiß-rosa Salon, gefolgt von Fayprince, einer hübschen, jungen Quadrone aus Port Maria, die als zweites Hausmädchen angelernt wurde. Mrs. Havelock sagte: »Jetzt müssen wir bald mit dem Einkochen beginnen, Agatha. Die Guavas sind diesmal früh dran.«

Agathas Gesicht blieb unbewegt: »Ja, Ma'm. Aber wir wer'n mehr Gläser brauchen.«

»Wieso? Ich hab dir doch erst letztes Jahr zwei Dutzend mitgebracht, von den besten, die Henriquez führt!«

»Jawohl, Ma'm. Von die sind fünfe, sechse zerschmissen.«

»Du lieber Gott, wie ist denn *das* passiert?«

»Weiß nicht, Ma'm.«

Agatha nahm das große Silbertablett auf und wartete, den Blick auf Mrs. Havelocks Gesicht geheftet.

Mrs. Havelock hatte zu lange auf Jamaika gelebt, um nicht zu wissen, daß zerschmissen eben zerschmissen ist und daß es keinen Zweck hat, nach dem Schuldigen zu forschen. So sagte sie munter: »Na schön, Agatha. Ich besorg dir noch welche, sobald ich nach Kingston komme.«

»Jawohl, Ma'm.« Und zusammen mit dem jungen Mädchen verschwand Agatha wieder im Haus.

Mrs. Havelock griff nach ihrer Petit-Point-Stickerei und begann automatisch daran zu arbeiten, wobei sie zu den großen Sträuchern hinüberblickte. Ja, die beiden Kolibrimännchen waren wieder da. Mit anmutig gespreizten Schwanzfedern umflatterten sie die Blüten. Die Sonne näherte sich bereits dem Horizont, und da und dort blitzte immer wieder jenes Juwelenhafte, durchdringende Grün auf. Eine Nachtigall im Jasminwipfel begann ihr Abendlied, und das Quaken eines ersten Laubfrosches kündigte die kurze, veilchenfarbene Dämmerung an.

Content, ein Landsitz von achttausend Hektar, lag in den Ausläufern des Candlefly Peak, eines der östlichsten Gipfel der Blue Mountains in der Grafschaft Portland. Der Besitz war einem frühen Havelock von Oliver Cromwell überschrieben worden zum Dank dafür, daß auch er das Todesurteil König Charles' unterzeichnet hatte. Ungleich so vielen Pflanzern aus damaligen und späteren Zeiten hatten die Havelocks ihre Pflanzung über drei Jahrhunderte gebracht, durch Erdbeben und Hurrikane, durch Hausse und Baisse von Kakao, Zucker, Zitronen und Kopra. Derzeit waren es Bananen und Rinder, und Content war eine der reichsten und bestgeführten Privatbesitzungen auf der Insel. Das Haus, nach jedem Erdbeben oder Hurrikan wieder ausgebessert oder neu errichtet, war ein dementsprechendes Gemisch: der Mitteltrakt, mit Mahagonistützen auf den alten Steinfundamenten ruhend, war zweigeschossig und wurde von zwei ebenerdigen Flügeln mit weit vorragenden, flachgeneigten, mit Zederschindeln gedeckten Jamaikadächern flankiert. Und so saßen die Havelocks jetzt auf der breiten Veranda des Mitteltrakts und blickten auf den sanft abfallenden Garten, hinter dem die ungeheure Dschungelwildnis sich dreißig Kilometer weit bis hinunter ans Meer erstreckte.

Oberst Havelock legte die Zeitung beiseite. »Mir war doch, als hätte ich einen Wagen gehört?«

Energisch sagte Mrs. Havelock: »Wenn es diese widerlichen Feddens aus Port Antonio sind, dann sieh zu, daß du sie loswirst! Ich kann dieses Englandgeschwafel nicht mehr aushalten. Letztesmal gingen sie erst, als sie total blau waren und das Dinner längst kalt war!« Sie erhob sich rasch. »Ich sage Agatha nur Bescheid, daß ich Migräne habe.«

Aber eben trat die Genannte durch die Salontür heraus. Sie wirkte aufgeregt, denn drei Männer kamen hinter ihr her. Eilig sagte sie: »Herrn aus Kingston, Ma'm. Woll'n zu Herrn Oberst.«

Der vorderste der drei schlüpfte an der Haushälterin vorbei. Er trug noch seinen Hut, einen Panama mit schmaler, stark aufgebogener Krempe. Jetzt nahm er ihn mit der Linken ab und drückte ihn gegen die Brust. Haaröl und strahlend weiße Zähne glitzerten in der Sonne, als er, die Rechte ausstreckend, auf den Obersten zutrat: »Major Gonzalez – aus Havana. Ich freue mich, Sie kennenzulernen, Herr Oberst.«

Der Akzent war der imitiert amerikanische eines jamaikanischen Taxichauffeurs. Oberst Havelock war aufgestanden. Flüchtig berührte er die dargebotene Hand und blickte über des Majors Schulter auf die beiden anderen Männer, die sich beiderseits der Tür aufgepflanzt hatten. Jeder von ihnen trug eine dieser neuerdings in den Tropen beliebten Pan-American-Tragtaschen, die recht gewichtig wirkten, als ihre Träger sich bückten, um sie neben ihren gelben Schuhen abzustellen. Die beiden trugen weiße Tellermützen mit transparentgrünem Schirm, aus dessen grünem Schatten ihre animalisch intelligenten Augen den Major fixierten, um ihm die fremden Worte vom Gesicht abzulesen.

»Das sind meine Sekretäre.«

Oberst Havelock zog eine Pfeife aus der Tasche und begann sie zu stopfen. Seinen scharfen blauen Augen entging nicht der Kontrast zwischen der aufdringlichen Eleganz des Majors und den Blue Jeans und Kalypsohemden der beiden anderen. Er überlegte, wie er diese drei in sein Arbeitszimmer und damit in die Nähe seines Revolvers in der obersten Schreibtischlade bugsieren könnte. Er fragte: »Was wünschen Sie?« – und beobachtete, während er den Tabak in Brand setzte, durch den Rauch Augen und Mund des Majors.

Major Gonzalez spreizte die Hände. Mit unverändert freundlichem Lächeln und einem heiteren Blick aus seinen klaren, fast goldfarbenen Augen sagte er: »Es handelt sich um ein Geschäft, Herr Oberst. Mein Auftraggeber ist ein Gentleman in Havana« – er machte eine jeden Zweifel ausschließende Handbewegung – »ein mächtiger, ein sehr feiner Mann!« Major Gonzalez strahlte vor Biederkeit. »Der würde Ihnen gefallen, Herr Oberst. Er hat mich gebeten, Ihnen seine Empfehlungen zu überbringen und nach dem Preis Ihres Besitzes zu fragen.«

Jetzt trat Mrs. Havelock, die der Szene mit einem höflichen Lächeln gefolgt war, neben ihren Mann. Freundlich, um den Fragenden nicht in Verlegenheit zu bringen, sagte sie: »Wie schade, Major, dieser weite Weg auf den staubigen Straßen! Ihr Freund hätte wirklich zuerst schreiben oder jemanden in Kingston oder im Regierungsgebäude fragen sollen! Sie müssen wissen, daß die Familie meines Mannes seit fast dreihundert Jahren hier ansässig ist.« Und mit freundlich bedauerndem Blick setzte sie hinzu: »Ich fürchte, ein Verkauf von Content steht

ganz außer Frage und wurde auch nie erwogen. Ich kann mir nicht vorstellen, wie Ihr einflußreicher Freund auf diesen Gedanken kommen konnte.«

Major Gonzalez verbeugte sich knapp. Lächelnd blickte er Oberst Havelock an, lächelnd, als habe Mrs. Havelock überhaupt nicht gesprochen, fuhr er fort: »Man hat meinem Auftraggeber erzählt, daß dies eine der schönsten Estanzias auf Jamaika sei. Er ist so generös, daß Sie jeden vernünftigen Preis nennen können.«

Oberst Havelock entgegnete bestimmt: »Sie haben gehört, was Mrs. Havelock gesagt hat. Der Besitz ist unverkäuflich.«

Major Gonzalez lachte. Es klang ganz echt. Dann schüttelte er den Kopf, als müsse er einem begriffsstutzigen Kind etwas zum zweitenmal erklären. »Sie mißverstehen mich, Herr Oberst. Mein Auftraggeber wünscht *diesen* und keinen anderen Besitz auf Jamaika. Er hat gewisse Gelder, Sondergelder zu Anlagezwecken. Diese Gelder suchen ein Heim auf Jamaika, und mein Auftraggeber wünscht, daß dies hier ihr Heim sein möge.«

Oberst Havelock blieb geduldig: »Ich verstehe sehr wohl, Major. Und es tut mir wirklich leid, daß Sie Ihre Zeit vergeudet haben. Aber solange ich lebe, wird Content nicht zu verkaufen sein! Wenn Sie mich jetzt entschuldigen wollen, meine Frau und ich essen immer früh zu Abend, und Sie selbst haben noch einen langen Weg vor sich.« Er wies nach links, zur Veranda. »Ich denke, hier ist es am kürzesten zu Ihrem Wagen. Darf ich Ihnen den Weg zeigen?«

Oberst Havelock machte einen einladenden Schritt, blieb aber stehen, als Major Gonzalez sich nicht vom Fleck rührte. Sein Blick wurde eisig.

Das Lächeln des Majors war um einen Zahn schmaler, sein Blick wachsamer geworden. Dennoch gab er sich freundlich und sagte voll Munterkeit: »Einen Moment noch, Herr Oberst!« Während er einen kurzen Befehl über die Schulter gab, bemerkten beide Havelocks, wie die freundliche Maske verschwand. Zum erstenmal wurde Mrs. Havelock ein wenig unsicher. Sie ging noch näher zu ihrem Mann, während die beiden »Sekretäre« ihre Tragtaschen aufnahmen und vortraten. Major Gonzalez zog an dem Reißverschluß einer jeden. Die prallgefüllten Taschen sprangen auf und zeigten ihren Inhalt: sie waren randvoll von sauber gebündelten, amerikanischen Banknoten. Major Gonzalez breitet die Arme aus: »Alles Hundert-Dollar-Noten! Echte! Eine halbe Million! Das ist in Ihrem Geld, sagen wir, einhundert-achtzigtausend Pfund! Ein kleines Vermögen! Und es gibt noch so viele schöne Orte in der Welt, an denen sich's leben läßt, Herr Oberst! Vielleicht würde mein Auftraggeber sogar noch weitere zwanzigtausend Pfund zulegen, um die Summe abzurunden. In einer Woche könnten Sie Bescheid haben. Ich brauche nur einen Zettel mit Ihrer Unterschrift, alles andere regeln dann die Anwälte. Nun, Herr Oberst« – das Lächeln wurde gewinnend –, »wollen wir ja sagen und es mit Handschlag bekräftigen? Dann bleiben die Taschen hier,

und wir überlassen Sie Ihrem Abendessen.«

Jetzt blickten *beide* Havelocks in einer Mischung aus Ärger und Abscheu auf den Major. Man konnte sich gut vorstellen, wie Mrs. Havelock am nächsten Tag die Geschichte weitererzählen würde. »So ein gewöhnliches, schmieriges Männchen! Und diese scheußlichen Plastiktaschen, vollgestopft mit dem Geld! Timmy war großartig! Sagte ihm einfach, er solle sich samt seinem Dreckszeug packen und verschwinden!«

Oberst Havelock verzog angewidert den Mund und sagte: »Ich glaube, ich war deutlich genug, Herr Major. Der Besitz ist um keinen Preis zu verkaufen. Außerdem teile ich nicht die allgemeine Gier nach amerikanischen Dollar und ersuche Sie jetzt dringend zu gehen.« Oberst Havelock legte seine erkaltete Pfeife auf den Tisch, als wollte er seine Ärmel hochrollen.

Jetzt verlor Major Gonzalez' Lächeln erstmals seine Verbindlichkeit. Zwar lächelte der Mund weiter, aber nun war es eine bösertige Grimasse. Leise sagte er: »Herr Oberst, *ich* war es, der nicht deutlich genug war. Ich bin beauftragt, Ihnen zu sagen, daß wir, falls Sie diese großzügigen Bedingungen nicht annehmen sollten, zu anderen Maßnahmen schreiten müßten.«

Mrs. Havelock bekam plötzlich Angst. Sie faßte nach dem Arm ihres Mannes. Der Oberst legte beruhigend seine Hand auf die ihre und sagte mit schmalen Lippen: »Bitte, lassen Sie uns jetzt allein, Herr Major, oder ich verständige die Polizei.«

Major Gonzalez' rosa Zungenspitze kam zum Vorschein und leckte langsam über die Lippen. Alle Freundlichkeit war aus seinem Gesicht gewichen. »Der Besitz ist also zu Ihren Lebzeiten nicht zu verkaufen, Herr Oberst? Ist das Ihr letztes Wort?«

Leise schnippte er hinter seinem Rücken in Richtung der Männer, deren Revolverhände daraufhin unter die Gürtelgegend ihrer Kalypsohemden fuhren, wobei die scharfen Tieraugen auf des Majors Finger gerichtet blieben.

Mrs. Havelock hob die Hand zum Mund. Der Oberst wollte die Frage bejahen, aber seine Kehle war wie ausgetrocknet. Geräuschvoll schluckte er. Es konnte nicht sein! Dieser lausige kubanische Gauner bluffte doch nur! Er brachte es fertig, heiser:

»Jawohl, so ist es!« zu sagen.

Major Gonzalez nickte kurz. »Wenn es so ist, Herr Oberst, dann wird mein Auftraggeber die Verhandlungen eben mit dem nächsten Besitzer weiterführen – und das ist in diesem Fall Ihre Tochter.«

Die Finger schnippten zum zweitenmal. Major Gonzalez trat seitwärts aus der Feuerlinie. Aus den bunten Hemden stießen die braunen Affenhände vor, aus den häßlichen, stumpf schnauzigen Metallstücken flammte der Tod – wieder und

wieder, bis die beiden Körper leblos auf dem Boden lagen. Major Gonzalez bückte sich und kontrollierte die Einschüsse. Dann schritten die drei kleinen Männer rasch durch den weiß-rosa Salon und die mahagoniegetäfelte Halle und traten durch die Vordertür ins Freie. Ohne jedes Anzeichen der Hast stiegen sie in den schwarzen Ford Consul mit der einheimischen Nummerntafel und fuhren in mäßigem Tempo die lange Royal-Palms-Avenue hinunter, der Major am Steuer, die beiden Revolvermänner aufrecht in den Rücksitzen. An der Abzweigung nach Port Antonio hingen die durchschnittenen Telefondrähte wie Lianen im Baumgeäst. Mit viel Vorsicht und Geschick lenkte Major Gonzalez den Wagen die schlechte Landstraße hinunter bis zur glatten Küstenstraße. Dort erst gab er Gas und war zwanzig Minuten nach dem Mord an den Ausläufern des kleinen Bananenhafens. Er fuhr den gestohlenen Wagen auf den Grasrand, die drei Männer stiegen aus und gingen die vierhundert Meter spärlich beleuchteter Hauptstraße zu den Verladekais. Das Schnellboot wartete mit knatterndem Auspuff. Sie gingen an Bord, und das Boot rauschte hinaus in die stillen Wasser des Hafens, des schönsten der Welt, wie eine amerikanische Dichterin ihn einmal genannt hat.

Oben, auf der breiten Veranda von Content, beleuchteten letzte Sonnenstrahlen die roten Flecke. Einer der Doktorkolibris schwirrte über die Balustrade und verhielt flatternd über Mrs. Havelocks Herzen. Nein, das war keine Blüte. Mit lustigem Schwung flog er hinauf zu seinem Schlafplatz zwischen den sich schließenden Hibiskusblüten.

Das Schaltgeräusch eines kleinen Sportwagens kam von der Auffahrt herüber. Hätte Mrs. Havelock noch gelebt, sie hätte sicherlich wieder gesagt: »Judy, wie oft muß ich dich noch bitten, das nicht immer an der Kurve zu tun! Jedermal liegt dann der Kies, auf dem Rasen, und du weißt doch, wie schlecht das für Joshuas Rasenmäher ist!«

London, einen Monat später. Der Oktober hatte mit einem wunderbaren Altweibersommer begonnen, und aus Regent's Park brummt die Rasenmäher in die weitgeöffneten Fenster von M's Büro. Beim Geräusch dieser Motormäher dachte James Bond daran, wie nun eines der schönsten Sommergeräusche, wie das schläfrige Eisengeklapper der alten Maschinen für immer aus der Welt verschwinden würde.

Bond konnte sich solchen Gedanken überlassen, da M heute ziemlich weitschweifig war. Noch immer war er nicht zum Kern der Sache gekommen, noch immer wartete Bond, daß die Büchse der Pandora sich endlich auf tun werde. Er war ein wenig verblüfft gewesen, als M ihn mit dem Vornamen angesprochen hatte und nicht wie gewöhnlich mit 007. Das klang ganz nach einer persönlichen Sache – so, als wäre eher ein Vorschlag denn ein Befehl zu erwarten. Auch schien

es Bond, als wären die Sorgenfalten zwischen M's kühlen grauen Augen um eine weitere vermehrt, und überdies waren drei Minuten unbedingt zuviel, um eine Pfeife in Gang zu bringen.

M drehte seinen Stuhl quer zum Tisch und warf die Zündholzschachtel hin, daß sie über den roten Schreibtischbezug bis zu Bond schlitterte. Der fing sie ab und schob sie höflich zur Tischmitte. M ließ ein kurzes Lächeln sehen. Er schien zu überlegen. Schließlich sagte er mit sanfter Stimme: »James – ist Ihnen jemals aufgefallen, daß jeder Mann in der Marine weiß, was er zu tun hat, nur der kommandierende Admiral nicht?«

Bond zog die Stirn kraus und meinte: »Aufgefallen nicht, Sir, aber ich glaube zu wissen, was Sie damit meinen. Befehle empfangen und Befehle erteilen ist eben zweierlei. Man könnte auch sagen, der Posten des Oberkommandierenden ist der einsamste, den es gibt.«

M schob die Pfeife beiseite. »So ist es. Aber irgend jemand *muß* doch hart sein, irgendeiner *muß* schließlich entscheiden! Leider bleiben nur sehr wenige Leute hart, sobald sie über vierzig sind. Das Leben hat sie bis dahin weich gemacht.« Er blickte Bond scharf an. »Welchen Härtegrad haben Sie, James? Sie sind ja noch nicht im gefährlichen Alter.«

Persönliche Fragen dieser Art waren Bond zuwider. Er wußte einfach keine Antwort darauf. Er selbst hatte weder Frau noch Kinder – hatte auch noch nie einen ihm teuren Menschen verloren und deshalb keine Ahnung, wie er auf Dinge reagieren würde, die mehr Härte erforderten, als er je hatte beweisen müssen. So sagte er nur zögernd: »Wahrscheinlich kann ich sehr viel ertragen, wenn es sein muß und wenn ich glaube, daß es richtig ist, Sir.« Er gebrauchte nicht gern große Worte. »Ich meine, wenn es eine gerechte Sache ist, Sir. Natürlich – wann *ist* eine Sache gerecht? Aber ich setze das bei jedem unangenehmen Auftrag voraus!«

»Verdammt noch mal!« M's Augen blitzten ungeduldig. »Das *meine* ich ja! Sie verlassen sich einfach auf *mich*! Sie selbst nehmen keinerlei Verantwortung auf sich!« Er klopfte mit dem Pfeifenstiel gegen die Brust. »Das muß immer *ich* tun. Immer muß *ich* entscheiden, was recht ist und was nicht.« Der Ärger wich aus seinen Augen, der grimmige Zug um den Mund wurde verbittert. Bedrückt kam es heraus: »Naja, *dafür* werd ich ja bezahlt. Jemand *muß* eben auf der Lokomotive stehen.« Er schob die Pfeife wieder in den Mund und tat einen tiefen Zug.

Bond empfand beinahe Mitleid. Noch nie hatte M einem Mitglied seines Stabes zu erkennen gegeben, wie sehr er an der Last trug, die er mit Übernahme des Geheimdienstes gegen die sichere Aussicht eingetauscht hatte, Fünfter Seelord zu werden. Offensichtlich stand er jetzt vor einem Problem. Welcher Art es wohl sein mochte? Mit Gefahr war es kaum verbunden, denn M pflegte einfach alles zu wagen, wenn die Chancen nur halbwegs günstig standen. Auch um Politik konnte sich's nicht handeln, denn M scherte sich den Teufel um

die Empfindlichkeiten eines Ministeriums und holte sich wenn nötig seine Vollmachten vom Premierminister persönlich. Also würde es wohl ein Problem moralischer oder persönlicher Art sein. Bond erkundigte sich: »Kann ich Ihnen irgendwie behilflich sein, Sir?«

Nachdenklich blickte M ihn an, drehte dann seinen Stuhl nach dem Fenster mit den hohen Sommerwolken und fragte abrupt: »Erinnern Sie sich noch an den Fall Havelock?«

»Nur an die Zeitungsberichte, Sir. Ein älteres Ehepaar auf Jamaika. Eines Abends beim Heimkommen fand die Tochter die beiden Alten mit Kugeln vollgepumpt. Man sprach damals von irgendwelchen Havana-Gangstern. Die Haushälterin erzählte von drei Männern in einem Wagen, die sie für Kubaner hielt. Wie sich herausstellte, war der Wagen gestohlen, und in derselben Nacht hat man eine Jacht aus dem dortigen Hafen auslaufen sehen. Soviel ich weiß, hat aber die Polizei nichts erreicht. Sonst weiß ich nichts darüber, Sir. Habe keine Meldungen über den Fall gesehen.«

M sagte heiser: »Konnten Sie auch nicht. Ging alles an mich persönlich. Man ist in dieser Sache auch nicht an uns herangetreten. Aber zufällig« – M räusperte sich; es fiel ihm sichtlich schwer, Privates im Dienst zu behandeln – »waren die Havelocks persönliche Bekannte von mir. Ich war sogar ihr Trauzeuge, in Malta, 1925.«

»Verstehe, Sir. Böse Geschichte!«

M sagte kurz: »Waren nette Leute. Jedenfalls hab ich die Station C mit Nachforschungen beauftragt. Bei den Batista-Leuten haben sie nichts erreicht, aber wir haben einen guten Mann auf der Gegenseite, bei diesem Castro, und der hat seine Geheimagenten in der Batista-Regierung sitzen. Vor zwei Wochen hab ich den Bericht bekommen. Danach hat ein gewisser Hammerstein oder von Hammerstein die beiden ermorden lassen. Es laufen ja massenhaft Deutsche in diesen Bananenrepubliken herum, alles Nazis, die zu Kriegsende noch die Kurve gekriegt haben. Hammerstein war Gestapomann und hat drüben Batistas Spionage-Abwehr geleitet. Hat dabei einen Haufen Geld verdient, mit Erpressung, Wucher, durch Schutzgelder und so weiter. Eine Lebensstellung – bis zu Castros Auftreten. Da war Hammerstein einer der ersten, die sich abzusetzen begannen. Er beteiligte einen seiner Beamten oder Offiziere, einen gewissen Gonzalez, und der hat in seinem Auftrag mit zwei Revolvermännern die Antillen abgeklappert, um Hammersteins Kapitalien außerhalb Kubas anzulegen – in Grundbesitz und dergleichen. Kaufte über Strohmänner nur das Beste, aber zu Höchstpreisen. Er konnte sich's ja leisten! Und wenn's einmal nicht mit Geld ging, so brauchte er Gewalt – Kindesraub, Brandschatzung – und brachte die Besitzer auf diese Weise zur Räson. Nun, dieser Hammerstein hörte auch von Havelocks Besetzung, einer der besten auf Jamaika, und beauftragte Gonzalez

mit ihrem Erwerb. Ich nehme an, Gonzalez sollte die Havelocks umbringen, falls sie nicht verkaufen wollten, und dann die Tochter unter Druck setzen. Die hab ich übrigens noch gar nicht erwähnt – sie müsste jetzt fünfundzwanzig sein, hab sie aber nie gesehen. Jedenfalls, so war es. Die Havelocks mußten dran glauben, aber Batista hat Hammerstein vor zwei Wochen ausgebootet – vielleicht hat er Wind von seinen Manipulationen bekommen, ich weiß es nicht. Wie dem auch sei, Hammerstein ist getürmt, hat aber seine Dreiermannschaft mitgenommen. Der Zeitpunkt dafür war recht gut gewählt, möcht ich sagen. Wenn nicht alles täuscht, kommt Castro noch in diesem Winter an die Macht.«

Bond fragte leise: »Wo sind sie jetzt?«

»In Amerika, oben in Vermont, nahe der kanadischen Grenze. Solche Leute sind immer gern in Grenznähe. Echo Lake heißt der Ort, eine Art Millionärsfarm. Auf den Fotos sieht sie sehr hübsch aus, hoch oben in den Bergen, mit diesem kleinen See dabei. Ganz ungestört, weitab von allen Besuchern.«

»Wie sind Sie draufgekommen, Sir?«

»Hab einen Bericht über den Fall an Herbert Hoover geschickt. Wie erwartet, wußte er von dem Mann, denn es hat seinerzeit mit dem Waffenschmuggel, der von Miami aus für Castro betrieben wurde, eine Menge Scherereien gegeben. Außerdem interessiert Hoover sich für Havana, seit das Geld der amerikanischen Großgangster in die dortigen Kasinos fließt. Er sagte mir also, Hammerstein und seine Leute seien mit Sechsmoat-Visa in die Staaten eingereist, und wollte wissen, ob unser Material für eine Anklage ausreiche. Und ob ich auf Auslieferung bestehe, um den Leuten in Jamaika den Prozeß zu machen. Aber unser Generalstaatsanwalt meint, das sei hoffnungslos ohne die Zeugen aus Havana. Die kriegen wir aber nicht, denn alles, was wir wissen, haben wir nur über Castros Geheimdienst erfahren, und offiziell werden die Kubaner keinen Finger rühren. Daraufhin bot mir Hoover an, die Visa ungültig erklären zu lassen und die Leute abzuschieben. Aber das hab ich dankend abgelehnt, und dabei ist es bis jetzt geblieben.« M schwieg und setzte seine erloschene Pfeife wieder in Brand. Dann fuhr er fort: »Aber ich habe mit unseren Freunden von der Berittenen Polizei gesprochen. Hatte den Commissioner am Apparat. Der schickte eines seiner Patrouillenflugzeuge über die Grenze und ließ Luftaufnahmen von Echo Lake machen. Hat mir auch sonstige Hilfe zugesagt, falls ich sie brauchen sollte. Ja, und jetzt« – langsam drehte M sich auf seinem Stuhl wieder zum Schreibtisch – »muß ich mir über die nächsten Schritte klarwerden.«

Nun wußte Bond Bescheid. M wollte an seiner Statt jemand anderen entscheiden lassen, weil hier ein persönlich-privates Element hereinspielte. Bisher hatte er den Fall allein bearbeitet, aber nun war die Sache zu jenem Punkt gediehen, an dem man diese Leute zur Rechenschaft ziehen mußte. Doch war es Gerechtigkeit – oder Rache? Kein Richter übernahm einen Mordfall, dessen Opfer

er persönlich gekannt hatte. Auch M wollte jetzt, daß jemand für ihn das Urteil ausspreche, das stand nun für Bond außer Zweifel. Ihm waren die Havelocks gleichgültig. Hammerstein hatte zwei wehrlose, alte Leute nach Faustrecht beseitigen lassen. Da das Gesetz keine Handhabe bot, mußte man gegen ihn dasselbe Faustrecht geltend machen. War das Rache – so war es die Rache der Allgemeinheit.

Bond sagte also: »Ich würde keinerlei Zeit verlieren, Sir. Wenn diese fremden Gangster ungestraft davonkommen, dann werden sie uns Engländer für genauso weich halten, wie gewisse Leute es uns ohnehin nachsagen. Nein, hier gibt's nur eines: Aug' um Auge – Zahn um Zahn!«

M blickte weiterhin wortlos auf Bond, während dieser fortfuhr: »Zwar kann man diese Leute nicht an den Galgen bringen, Sir, aber sterben müssen sie trotzdem.«

Gedankenvoll sah M vor sich hin. Dann griff er langsam in die oberste Schreibtischlade, entnahm ihr einen dünnen, unbeschrifteten Ordner, kramte weiter, brachte einen Gummistempel nebst rotem Stempelkissen zum Vorschein, öffnete das Kissen, drückte den Stempel darauf und preßte ihn dann sorgfältig auf die rechte obere Ecke der grauen Mappe. Danach verstaute er Stempel und Stempelkissen wieder in der Lade, schloß sie, drehte die Mappe herum und schob sie Bond wortlos zu.

Die roten Grotesklettern, noch druckfeucht, lauteten: FÜR SIE PERSÖNLICH.

Auch Bond sagte nichts. Er nickte, nahm die Mappe und verließ das Zimmer.

Zwei Tage später saß Bond in der Freitag-Comet nach Montreal. Er fühlte sich gar nicht behaglich. Die Maschine flog ihm zu hoch und zu rasch, auch waren zu viele Fahrgäste da. Voll Bedauern gedachte er der Tage, da der alte Stratocruiser für eine Atlantiküberquerung seine zehn Stunden gebraucht hatte. Damals hatte der Mensch geruhsam dinieren, sieben Stunden in einer bequemen Koje schlafen und dann immer noch rechtzeitig aufstehen können, um auf dem Unterdeck das komische BOAC-»Countryhouse«-Frühstück einzunehmen, während schon der Morgen graute und die Kabine mit dem ersten Gold der Neuen Welt erfüllte. Heutzutage ging das alles viel zu schnell: die Stewards mußten beinahe im Laufschrift servieren, und man konnte bis zu dem hundertfünfzig Kilometer langen Abstieg aus Zwölftausend Meter Höhe nur knappe zwei Stunden dahindösen. So kam es, daß Bond keine acht Stunden nach dem Anflug von London schon am U-Steuer einer Plymouth-Limousine saß und auf der breiten Siebzehnerstraße von Montreal nach Ottawa fuhr, wobei er bemüht war, das Rechtsfahren nicht zu vergessen.

Das Hauptquartier der Königlich Kanadischen Berittenen Polizei ist im Justizgebäude neben dem Parlament von Ottawa untergebracht. Wie die meisten öffentlichen Gebäude Kanadas ist das Justizgebäude ein massiger, grauer Steinbau, der winterhart und schwerfällig-wichtig aussieht. Bond sollte sich dort, wenn er nach dem Commissioner fragte, als »Mr. James« vorstellen.

Nachdem er das getan hatte, nahm ihn ein junger Korporal der Royal Canadian Mounted Police, dem der Innendienst sichtlich nicht behagte, im Aufzug zum dritten Stock und übergab ihn dort einem Feldwebel in einem großen, sauberen Büro mit vielen schweren Möbeln und zwei Sekretärinnen. Der Feldwebel benützte eine Gegensprechanlage und bedeutete Bond, er möge sich zehn Minuten gedulden. Rauchend durchblätterte Bond eine Werbebroschüre, worin die Berittenen, die »Mounties«, aussahen wie eine Mischung aus Erholungsfarmpatient, Dick Tracy und Musicalstar.

Als Bond durch die Verbindungstür hineingeführt wurde, drehte sich ein hochgewachsener, jüngerer Mann in dunkelblauem Anzug, weißem Hemd und schwarzer Krawatte vom Fenster zu ihm um und trat auf ihn zu. »Mr. James?« Er lächelte mokant. »Nun, ich bin Oberst, sagen wir – Johns.«

Sie reichten einander die Hand. »Kommen Sie, setzen wir uns. Der Commissioner muß sich leider entschuldigen lassen, er ist arg erkältet – Sie kennen ja diese diplomatischen Krankheiten!«

Oberst Johns wirkte leicht amüsiert. »Eben ein freier Tag mehr, nicht wahr? Ich bin dem Commissioner zugeteilt, und weil ich selbst schon ein-, zweimal draußen gejagt habe, soll ich jetzt auch Ihnen bei Ihrem geplanten Jagdausflug an die Hand gehen.« Der Oberst machte eine Pause. »*Allein* an die Hand gehen, wohlverstanden!«

Bond mußte lächeln. Obwohl der Commissioner seine Hilfe gern zur Verfügung stellte, war er doch vorsichtig genug, die ganze Sache mit Glacéhandschuhen anzufassen, damit nichts davon auf seine Dienststelle zurückfiele. Ein vorsichtiger, vernünftiger Mann! Bond sagte: »Ich verstehe vollkommen. Auch meine Londoner Freunde wollen den Commissioner nicht *persönlich* bemühen. Ich habe ihn also nie gesehen und war nicht einmal in der *Nähe* seines Hauptquartiers. Und da das so ist – könnten wir jetzt nicht zehn Minuten lang unter vier Augen *englisch* reden?«

Oberst Johns lachte. »Aber sicher! Ich war nur angewiesen, diese kleine Rede zu halten, *bevor* wir zur Sache kämen. Denn, sehen Sie, Commander, Sie und ich, wir sind nun dabei, eine ganze Reihe schwerer Vergehen vorzubereiten, angefangen mit dem unlauteren Erwerb einer kanadischen Jagdlizenz über die Mitschuld an Grenzverletzung bis zu noch ärgeren Dingen! Wie leicht kann da ein Schuß verkehrt losgehen, meinen Sie nicht auch?«

»Meine Freunde denken ebenso. Sobald ich diesen Raum verlassen habe, wollen wir einander vergessen, und lande ich in Sing-Sing, so wird das allein *meine* Sache sein. Also?«

Oberst Johns öffnete eine Schreibtischlade, entnahm ihr eine dicke Aktenmappe und klappte sie auf. Obenauf lag eine Liste. Er wies mit dem Bleistift auf ihre erste Zeile und sah zu Bond hinüber, wobei er nur das Wort »Anzug« sagte. Damit schob er Bond die Liste zu. »Hier finden Sie alles, was Sie brauchen werden, auch die Adresse eines großen Altkleiderhändlers in der Stadt. Besorgen Sie sich möglichst unauffällige, getragene Sachen – Khakihemd, dunkelgraue Jeans, gute Bergschuhe oder Stiefel – aber bequem! Ja, und hier noch die Adresse eines Apothekers: kaufen Sie dort fünf Liter Walnußtinktur und baden Sie darin, denn um diese Zeit ist man in den Bergen braungebrannt. Wenn man Sie anhält, so sind Sie ein Engländer auf Jagdausflug in Kanada, haben die Orientierung verloren und sind irrtümlich über die Grenze geraten. Jetzt das Gewehr! Ich hab es selbst in den Gepäckraum Ihres Plymoth gelegt, während Sie hier gewartet haben. Es ist eines dieser neuen Savage 99F Zielfernrohrgewehre für zwanzig Schuß Schnellfeuer, für Großwildjagd das leichteste auf dem Markt. Wiegt nur dreiein-viertel Kilo. Es ist eingeschossen und bis 500 okay.« – Oberst Johns schob Bond ein weiteres Blatt zu: »Der Waffenschein. Ausgestellt hier in der Stadt auf Ihren wahren Namen, damit er mit dem Paß übereinstimmt. Ebenso der Jagdschein, der aber nur für Niederwild und Kropfzeug gilt, denn der Hirschabschuß hat noch nicht begonnen. Hier noch der Führerschein statt des provisorischen, den ich bei Hertz für Sie hinterlegen ließ. Provianttasche, Kompaß, beides übertragen, sind schon im Gepäckraum Ihres Wagens. Übrigens« – Oberst Johns blickte von der Mappe auf – »haben Sie ein eigenes Schießseisen?«

»Jawohl, eine Walther PPK in Burns-Martin-Halfter.«

»Aha. Geben Sie mir die Nummer. Ich habe hier eine Blankogenehmigung, die ich aber zurückbekommen muß.«

Bond zog seine Pistole hervor und las die Nummer ab. Der Oberst füllte das Formular aus und schob es ihm hinüber.

»Jetzt die Karten. Hier eine Esso-Straßenkarte für die Hinfahrt.«

Johns erhob sich, trat mit der Karte zu Bond und breitete sie aus. »Sie nehmen die Siebzehnerstraße zurück nach Montreal, wechseln über die Brücke bei St. Anne auf die Siebenunddreißiger, dann, nochmals über den Fluß, auf die Siebener. Der folgen Sie bis zum Pike River. Auf der Zweiundfünfziger fahren Sie nach Stanbridge. Dort zweigen Sie rechts nach Frelighsburg ab, wo Sie den Wagen einstellen. Die Straßen sind in gutem Zustand. Aufenthalte eingerechnet, können Sie in fünf Stunden dort sein. Wichtig ist nur, daß Sie erst gegen drei Uhr morgens nach Frelighsburg kommen, denn da wird der Garagenwärter so

verschlafen sein, daß er nichts von Ihrer Ausrüstung merkt, sobald Sie losziehen.« Oberst Johns ging zu seinem Stuhl zurück und entnahm seiner Mappe zwei weitere Blätter. Das erste war eine bleistiftgezeichnete Wegeskizze, das andere eine Luftaufnahme. Er blickte Bond ernst an. »Diese beiden Dinge müssen Sie unbedingt verbrennen, sobald Sie sie nicht mehr brauchen oder sobald Sie selbst in Schwierigkeiten geraten. Das eine« – er schob das Blatt Bond zu – »ist die Faustskizze eines alten Schmuggelpfads aus der Prohibitionszeit. Jetzt wird er nicht mehr benützt, sonst würd ich ihn nicht empfehlen.« Der Oberst lächelte verkniffen. »Vielleicht treffen Sie auf irgendwelche rauhen Kunden von drüben, die schießen, ohne lang zu fragen – Verbrecher, Rauschgiftschmuggler, Mädchenhändler – aber heutzutage reisen die meist per Flugzeug. Der Pfad diente früher den Schmugglern als Verbindung von Franklin, gleich jenseits der Derby-Linie, nach Frelighsburg herüber. Sie folgen ihm durch die Vorberge, machen um Franklin einen Bogen und kommen so in die Ausläufer der Green Mountains. Dort gibt's nur mehr Vermontfichten, Kiefern und spärlichen Ahorn. Oft trifft man monatelang keine Menschenseele. Über die Grenze gehen Sie *hier*, überqueren zwei Autostraßen und lassen Enosburg Falls westlich liegen. Dann geht's weiter über einen Steilhang in Ihr Tal hinunter. Das Kreuz hier markiert Echo Lake, und nach den Fotos zu urteilen, würde ich Ihnen raten, von Osten heranzukommen. Klar?«

»Wie weit ist das? Fünfzehn Kilometer?«

»Sechzehn. Wenn Sie nicht vom Weg abkommen, können Sie ab Frelighsburg in drei Stunden auf Sichtweite sein, das wäre gegen sechs Uhr früh, und haben dann noch eine Stunde für das letzte Stück.« Oberst Johns ließ nun auch die Luftaufnahme folgen. Sie war der vergrößerte Mittelausschnitt dessen, was Bond schon von London her kannte, und zeigte eine Reihe von schmucken, schiefergedeckten Steingebäuden mit schöngeschwungenen Bogenfenstern und einem gedeckten Patio. Eine staubige Straße führte zum Eingang, auf dessen Seite auch die Garagen und die Hundehütten lagen. Auf der Gartenseite war eine mit Blumen eingefasste Steinterrasse, von der sich ein Hektar gepflegter Rasenfläche bis zum Seeufer erstreckte. Der See schien durch einen Steindamm künstlich aufgestaut zu sein. Eine Gruppe schmiedeeiserner Gartenmöbel stand am Beginn der Dammauer, ein Sprungbrett nebst Leiter zum Wasser befand sich in ihrer Mitte. Am anderen Seeufer stieg der Wald steil an. Aus diesem Wald sollte Bond sich nach des Obersten Vorschlag heranpirschen. Menschen zeigte das Foto keine, aber auf dem Steinpflaster vor dem Patio waren mehrere teuer aussehende Aluminiumgartenmöbel um einen mit Drinks besetzten Glastisch gruppiert. Bond entsann sich, daß das Totalfoto im Garten einen Tennisplatz sowie auf der anderen Straßenseite die weißen Zäune und grasenden Pferde einer Zuchtfarm gezeigt hatte. Echo Lake sah ganz nach dem aus, was es war: das luxuriöse, weit abseits der Atombombenziele gelegene Millionärshem, das einen

großen Teil seiner Betriebskosten durch Pferdezucht und fallweise Vermietung einbrachte. Ein herrlicher Sitz für jemanden, der sich hier von zehn aufreibenden Politikerjahren auf den Antillen erholen wollte. Und wo hätte sich all das Blut besser von den Händen waschen lassen als an diesem See? Oberst Johns schloß die leergewordene Mappe, zerriß die maschinengeschriebene Liste in kleine Teile und warf sie in den Papierkorb. Beide Männer erhoben sich. Der Oberst geleitete Bond zur Tür und bot ihm die Hand, wobei er sagte: »Ich glaube, jetzt hätten wir alles. Fürs Leben gern würde ich mitkommen, denn das Ganze erinnert mich an ein, zwei Heckenschützeinsätze gegen Ende des Krieges in den Ardennen. Ich war damals in der Achten Armee unter Monty am linken Flügel – dort war die Landschaft übrigens ganz ähnlich, bis auf die Bäume. Nun, Sie wissen ja – der Polizeiberuf! Nichts als Papierkrieg und warten auf den Ruhestand. Also, bis später – und alles, alles Gute! Wie immer es ausgeht, ich werd es sicherlich in der Zeitung lesen!«

Bond dankte und schüttelte ihm die Hand. Eine letzte Frage fiel ihm ein: »Übrigens, hat dieses Savage einfachen oder doppelten Abzug? Wenn's ernst wird, bleibt mir keine Zeit mehr zum Probieren.«

»Einfachen Abzug, aber es ist ein Stecher. Ziehen Sie erst durch, wenn Sie ganz sicher sind! Und bleiben Sie, wenn's geht, auf dreihundert Meter weg! Sie werden's mit Scharfschützen zu tun haben!« Er griff nach der Türklinke und legte die andere Hand Bond auf die Schulter. »Unser Commissioner hat einen Grundsatz: ›Schick nie den Mann, wenn du die Kugel schicken kannst!‹ Halten Sie sich daran. Und leben Sie wohl, Commander.«

Die Nacht und fast den ganzen nächsten Tag verbrachte Bond in einem Motel außerhalb Montreals, wo er für drei Nächte vorausbezahlt hatte. Tagsüber setzte er seine Ausrüstung instand und suchte sich an die Bergschuhe mit den weichen, gerippten Gummisohlen zu gewöhnen, die er in Ottawa erstanden hatte. Er besorgte sich Glukose-Tabletten, Räucherschinken und Brot, kaufte auch eine große Feldflasche, die er zu drei Vierteln mit Bourbon und zu einem Viertel mit Kaffee füllte. Mit Dunkelwerden aß er zu Abend und legte sich ein wenig hin. Später löste er die Nußstinkur in Wasser und wusch sich mehrmals damit ab. Danach sah er wie ein Indianer mit blaugrauen Augen aus. Knapp vor Mitternacht öffnete er geräuschlos die Tür zur Garage, stieg in seinen Plymouth und fuhr ab nach Süden, Richtung Frelighsburg.

Der Nachtgaragenwärter dort war weniger verschlafen, als Oberst Johns es vermutet hatte: »Sie gehen jagen, Mister?«

In Nordamerika läßt sich durch lakonisches Brummen sehr vieles beantworten. Mit einem Hm, Mhm und Hey in den verschiedenen Tonlagen, zusammen mit einem Ja, Möglich, Wirklich? und Verdammt! kann man so ziemlich allen Fragen

gerecht werden.

Bond hängt sich das Gewehr über die Schulter und sagte »Hm«.

»Letzten Samstag hat einer drüben bei Highgate Springs einen Prachtbiber erwischt.«

Bond ließ ein unbeteiligtes »Wirklich?« hören, zahlte für zwei Nächte und trat aus der Garage. Sie lag am hinteren Stadtende, und so waren es nur noch hundert Straßenmeter bis zu dem Sandweg, der nach rechts zum Wald führte. Nach einer halben Stunde verlor sich der Weg an einem auffälligen Farmhaus. Ein Kettenhund begann wütend zu bellen, aber kein Licht zeigte sich. Bond umging das Haus und hatte bald darauf den Pfad neben dem Fluß gefunden. Ihm sollte er fünf Kilometer weit folgen.

Nachdem das Bellen hinter ihm verklungen war, umgab Bond das tiefe, samtene Waldesschweigen einer windstillen Nacht. Sie war warm, und das Licht des Vollmonds war auch unter den dichten Nadelbäumen noch hell genug, um den Weg erkennen zu lassen. In den federnden Bergschuhen ging es sich ausgezeichnet, und Bond hatte das Gefühl, gut voranzukommen. Gegen vier Uhr morgens lichtete sich der Wald, und bald waren zur Rechten über offenes Land die spärlichen Lichter von Franklin zu sehen. Bond überquerte eine geteerte Nebenstraße. Der Waldpfad war jetzt breiter geworden, rechts schimmerte ein See durch die Bäume. Um fünf Uhr hatte Bond auch die U.S.-Hauptstraßen 108 und 120 hinter sich gelassen und nahm nun das letzte Stück, einen steil ansteigenden Jagdweg, in Angriff. Nachdem er weit von der Straße war, hielt er an, legte Gewehr und Provianttasche ab, rauchte eine Zigarette und verbrannte die Wegeskizze. Der Himmel wurde schon heller, und aus dem Wald kamen die ersten Laute – ein scharfer, klagender Vogelschrei und das Geraschel kleiner Tiere. Bond stand das Bild des Hauses am Grund jenes kleinen Tales hinter dem Berg deutlich vor Augen. Er vermeinte sogar, die schlafzerknitterten vier Gesichter hinter den verhängten Scheiben zu sehen, den Tau auf dem Rasen vorm Haus und den sich weitenden Lichtkreis der aufgehenden Sonne auf der stahlblauen Wasserfläche. Und diesseits des Berges schritt der Scharfrichter durch den Wald. Bond scheuchte das Bild aus seinen Gedanken, trat den Zigarettenstummel in den Boden und machte sich von neuem auf den Weg.

War das ein Hügel oder ein Berg? Wann wird überhaupt ein Hügel zum Berg? Warum erzeugt man nichts aus der silbrigen Birkenrinde, die so vielversprechend aussieht? Das Beste in Amerika sind Backenhörnchen und geschmorte Austern. Am Abend fällt die Dunkelheit nicht, sie steigt. Von einem Gipfel aus sieht man sie steigen, wenn hinter dem nächsten Berg die Sonne versinkt. Werden die Vögel nie aufhören, sich vor den Menschen zu fürchten? Wer war dieser Ethan Allen, der einst die Green Mountain Boys von Vermont befehligte? War er Möbelfabrikant? Ethan-Allen-Möbel waren in dem Motel als neueste Attraktion

angepriesen worden. Militärstiefel sollten solche Gummisohlen haben!

Dieses und anderes ungereimte Zeug im Kopf, stieg Bond höher und höher, unablässig bemüht, nicht an die vier schlafenden Gesichter auf den weißen Kissen zu denken.

Da die Bergkuppe noch unterhalb der Baumgrenze lag, konnte Bond nicht ins Tal hinabsehen. So wählte er eine Eiche, kletterte hinauf und schob sich einen starken Ast entlang nach außen. Jetzt lag alles vor seinem Blick – die schier endlos nach allen Seiten sich breitenen Green Mountains, der eben im Osten aufsteigende Sonnenball, und tief unten, etwa sechshundert Meter unterhalb des lang und sanft abfallenden Wipfelmeeres, von ihm nur durch ein breites Wiesenband getrennt, lagen unter dünnem Dunstschleier der See, der Rasen und das Haus.

Der Länge nach auf dem Ast liegend, wartete Bond ab, wie der fahle Streifen Morgensonne ins Tal kroch. Erst nach einer Viertelstunde hatte er den See erreicht, aber dann überschwemmte er mit einemmal den glitzernden Rasen und die nassen Schieferdächer. Der Dunst hob sich vom See, und leuchtend und frischgewaschen bot sich das Zielgebiet wie eine leere Bühne dar.

Bond zog das Zielfernrohr aus der Tasche. Zoll um Zoll suchte er den Schauplatz ab. Dann musterte er den Hang unter sich und schätzte die Entfernungen. Vom unteren Wiesenrand, der ihm das einzige Schußfeld bot, mochten es bis zur Terrasse und zum Patio noch etwa fünfhundert, bis zum Sprungbrett und zum Seeufer noch dreihundert Meter sein. Wie aber verbrachten diese Leute ihre Zeit? Was taten sie tagsüber? Badeten sie? Warm genug war es noch. Nun, er hatte den ganzen Tag vor sich. Kamen sie bis zum Abend nicht an den See herunter, so würde er es eben auf fünfhundert Meter mit dem Patio versuchen müssen. Aber mit einem fremden Gewehr? Sollte er nicht lieber gleich bis zum Wiesenrand vorgehen, was fünfhundert Meter ohne Deckung bedeutete? Besser, es hinter sich zu bringen, noch ehe das Haus erwachte! Wann standen diese Leute auf?

Wie zur Antwort rollte ein weißer Rolladen an einem der kleineren, links gelegenen Fenster hoch. Das Einschnappen der Feder war deutlich zu hören. Natürlich – *Echo Lake*! Wirkte das Echo etwa nach beiden Richtungen? Wohl kaum, wahrscheinlich wurden nur die Talgeräusche vom Wasser reflektiert. Riskieren durfte man freilich nichts.

Eine dünne Rauchfahne stieg jetzt aus einem der Schornsteine zur Linken. Bald würde dort Schinken mit Eiern braten und Kaffee in den Tassen dampfen. Bond schob sich an seinem Ast zurück und kletterte wieder zu Boden. Auch er wollte etwas essen und in Ruhe eine letzte Zigarette rauchen. Dann würde er hinunter und in Feuerstellung gehen.

Während er aß, betrachtete Bond nachdenklich seinen Abzugsfinger. Langsam krümmte er ihn durch und vermeinte dabei schon den kühlen Metallbügel zu

spüren. Fast automatisch griff seine Linke nach der Flasche. Er hob sie an die Lippen und beugte den Kopf zurück. Der Kaffeewhisky brannte ihm durch die Kehle. Während Bond die Flasche zuschraubte, wartete er auf das Wärmegefühl im Magen. Dann stand er langsam auf, streckte sich, gähnte und hängte sich das Gewehr wieder um. Noch ein Blick zurück, um sich den Platz für alle Fälle einzuprägen, und Bond begann mit dem Abstieg.

Es gab hier keinen Weg, und er kam nur langsam voran, da er darauf achtete, nicht auf dürre Zweige zu treten. Es kam nun Mischwald aus Fichten und Silberbirken mit vereinzelt Eichen, Buchen und Platanen, nur ab und zu vom lodernen Rot eines Ahorns unterbrochen. Spärliche Schößlinge und viel Fallholz aus vergangenen Stürmen bildeten das Unterholz. Aber so vorsichtig sich Bond auch fortbewegte, der Wald nahm bald Notiz von ihm und gab auf seine Weise die Neuigkeit weiter- als erste sah ihn eine große Hirschkuh. Mit weiten, lärmenden Sprüngen suchte sie mit ihren beiden Jungen das Weite. Ein Buntspecht mit scharlachrotem Kopf flog vor ihm her, kreischte, sooft Bond ihn einholte, und immer wieder stellten Backenhörnchen sich auf die Hinterbeine, entblößten witterungssuchend die Zähne sausten dann ab zu ihren Felslöchern und erfüllten den Wald so sehr mit ihrer schnatternden Angst, daß Bond sich fragte, ob man nicht schon von unten die immer wieder verängstigt aus den Wipfeln flatternden Vögel beobachtete.

Als er jedoch hinter der letzten großen Eiche halt machte und über die lange Wiese zum See und zum Haus hinunterspähte, schien alles unverändert. Die Rolläden waren noch zu, und außer der dünnen Rauchfahne regte sich nichts.

Es war jetzt acht Uhr. Bond starrte über die Wiese zu den letzten Bäumen hinunter, welcher davon wohl für seine Zwecke geeignet wäre. Er entschied sich für einen großen, rotlodernden Ahorn, dessen Farbe zu seinen Kleidern paßte und dessen Stamm stark genug und überdies durch eine Fichtengruppe gegen Sicht gedeckt war. Von dort aus würden Haus und See gut überschaubar sein. Eine Zeitlang überlegte Bond, wie er am besten durch das dichte Gras und die Goldruten hinunterkäme. Es würde wohl nur kriechend zu machen sein. Eine leichte Brise erhob sich und strich durch das Gras. Wenn sie von Dauer war, würde das seine Bewegungen decken!

Irgendwo links hinter ihm knackte ein Zweig im Wald – dann war alles wieder still. Bond ließ sich aufs Knie nieder und horchte angespannt. Zehn volle Minuten war er nichts als ein regloser brauner Schatten an dem breiten Eichenstamm.

Tiere und Vögel brechen keine Zweige ab. Dürres Holz muß ihnen besonders gefährlich scheinen. Auch setzen sich Vögel nie auf Zweige, die ihr Gewicht nicht tragen könnten, und sogar ein Hirsch bewegt sich völlig lautlos im Wald, solange er nicht auf der Flucht ist. Waren Wachen ausgestellt? Leise nahm Bond das Gewehr von der Schulter und legte den Daumen an die Sicherung. Falls man dort

unten noch schlief, mochte ein einzelner Schuß in den Wäldern für den eines Jägers oder Wilderers gelten. Plötzlich brachen zwei Hirsche etwa dort, wo der Zweig geknackt hatte, aus dem Wald nach links über die Wiese, aber sie zeigten weder besondere Angst noch Hast, blieben auf ihrem Weg sogar zweimal stehen, um zu äsen. Also waren sie es gewesen! Aufatmend machte Bond sich auf den Weg über die Wiese.

Fünfhundert Meter durch nahezu mannshohes Gras zu kriechen, ist eine lange, ermüdende Arbeit, hart für Knie, Hände und Ellbogen. Gras und Pflanzenstengel ist alles, was man sieht, Staub und Insekten dringen in Nase, Augen und Hals. Bond bemühte sich, ein langsam-gleichmäßiges Tempo zu halten. Die Brise war geblieben, seine Bewegungen würden also kaum zu sehen sein. Aber seitlich hinter ihm, für Bond nicht sichtbar, bewegte sich eine zweite Kriechspur auf denselben Baum zu, den er sich zum Ziel genommen hatte.

Gleichmäßig kroch und rutschte Bond weiter, nur zeitweise anhaltend, um sich den Schweiß und den Staub aus den Augen zu wischen und sich zu vergewissern, daß er noch immer auf den Ahorn zuhielt. Etwa sechs Meter davor legte er eine letzte Schnaufpause ein, massierte seine Knie und lockerte seine Gelenke für das letzte Stück.

Das leise, drohende Flüstern kaum einen Meter links von ihm traf ihn völlig unvorbereitet. Sein Kopf fuhr so rasch herum, daß die Halswirbel knackten.

»Keine Bewegung – oder Sie sind eine Leiche!« Es war eine Mädchenstimme, aber die Drohung klang leidenschaftlich ernst. Mit klopfendem Herzen starrte Bond auf die blauschimmernde Spitze des Stahlpfeils, der kaum einen halben Meter entfernt aus den Grashalmen zielte.

Der Bogen wurde horizontal gehalten, und die Knöchel der gebräunten Finger schimmerten weißlich. Das Gesicht mit den grimmig aufeinandergepreßten Lippen und den drohenden grauen Augen war schweißnaß. Mehr konnte Bond durch das Gras nicht sehen. Wer mochte das sein? Eine der Wachen? Langsam nahm Bond seine rechte, durch den Körper gedeckte Hand zur Pistole hoch, während er flüsterte: »Wer zum Teufel sind Sie?«

Die Pfeilspitze bewegte sich drohend. »Halt! Weg mit der rechten Hand! Gehören Sie zu den Wächtern?«

»Nein. Sie vielleicht?«

»Reden Sie kein Blech! Was suchen Sie hier?« Es klang nicht mehr so gespannt, sondern argwöhnisch. Und dieser Akzent -war er schottisch? War er walisisch?

Nun wurde es aber Zeit, gleiche Bedingungen zu schaffen! Die blaue Pfeilspitze wirkte einfach zu tödlich! Bond sagte gelassen: »Wenn Sie Pfeil und Bogen weglegen, will ich's Ihnen gern sagen, Robina.«

»Sie schwören mir, nicht zu schießen?«

»Aber natürlich. Nur, machen wir um Himmels willen, daß wir hier wegkommen, so mitten im freien Feld!« Und ohne abzuwarten, begann Bond weiterzukriechen. Er mußte jetzt die Initiative behalten. Wer immer dieses Mädchen sein mochte, es galt, sie rasch und unauffällig loszuwerden, ehe die Schießerei begann. Als ob man nicht schon genug zu beachten hätte!

Am Baumstamm angelangt, stand Bond vorsichtig auf und warf einen Blick durch das rote Blattgewirr. Jetzt waren schon fast alle Rolläden hochgezogen. Zwei farbige Mädchen deckten gemächlich den großen Frühstückstisch im Patio. Die Sicht von hier aus war so gut wie erwartet. Bond nahm Gewehr und Provianttasche ab und setzte sich, den Rücken an den Stamm gelehnt. Auch das Mädchen kam jetzt aus der Wiese und trat unter den Ahorn, hielt aber Abstand. Noch immer lag der Pfeil an der Sehne, doch war der Bogen nicht mehr gespannt. Mißtrauisch maß man einander.

Das Mädchen, obgleich in Jagdhemd und Hosen, glich einer schönen, zerrauten Dryade. Die olivgrünen, zerknitterten Hosen waren schlammbespritzt und zerrissen, das hellblonde Haar war mit einem Band hochgebunden und mit Grasbüscheln getarnt. Das Gesicht mit dem breiten, sinnlichen Mund, den hohen Backenknochen und den grauen, verächtlich blickenden Augen war von wilder, animalischer Schönheit. Die Unterarme wiesen blutige Kratzspuren auf, ebenso die eine Wange, die überdies leicht geschwollen schien und einen blauen Fleck hatte. Über die linke Schulter ragten die Metallfedern der Pfeile aus dem Köcher. Außer dem Bogen trug sie nur noch ein Jagdmesser im Gürtel, und an der anderen Seite eine braune Segeltuchtasche. Bond gefiel das Mädchen ausnehmend, und er lächelte ihr zu. Leise und beruhigend sagte er: »Sie sind wohl Robina Hood? James Bond mein Name.« Er griff nach der Flasche, schraubte den Verschuß ab und hielt sie ihr hin. »Setzen Sie sich her und nehmen Sie einen Schluck! Feuerwasser mit Kaffee! Rauchfleisch habe ich auch – oder leben Sie von Tau und Beeren?«

Sie kam bis auf einen Meter heran, kauerte sich nieder, griff nach der Flasche und tat einen kräftigen Zug. Mit einem mürrischen »Danke« gab sie sie zurück, nahm ihren Pfeil und steckte ihn über die Schulter zu den anderen. Ohne den Blick von Bond zu wenden, sagte sie: »Sie sind wohl ein Wilderer? Die Abschußzeit für Hirsche beginnt erst in drei Wochen – aber hier unten gibt's gar keine, nur nachts kommen sie so tief herunter.«

»Sie sind doch nicht nur zur Jagd hier? Kann ich Ihren Jagdschein sehen?«

Widerspruchslos zog sie den Schein aus der einen ihrer zuknöpfbaren Brusttaschen und reichte ihn Bond. Er war in Bennington, Vermont, ausgestellt und lautete auf Judy Havelock. Die Arten der Jagd waren vorgedruckt. Abgehakt waren »Jagd für Auswärtige« und »Pfeil und Bogen für Auswärtige«. Preis \$18.50, zahlbar an Jagd- und Fischereibehörde Montpelier, Vermont. Alter der Inhaberin fünfundzwanzig,

Geburtsort Jamaika.

Allmächtiger! dachte Bond. Er gab ihr den Schein zurück. *Das war es also!* Von Sympathie und Respekt erfüllt, sagte er: »Sie sind mir vielleicht ein Mädels, Judy! Von Jamaika bis hierher! Und nur mit Pfeil und Bogen wollen Sie ihn erledigen! Sie kennen doch sicher das chinesische Sprichwort: Ehe du Rache nimmst, grabe zwei Gräber! Haben Sie das getan, oder rechnen Sie auf Erfolg?«

Das Mädchen starrte ihn an. »Wer sind Sie? Was tun Sie hier? Was wissen Sie darüber?«

Bond überlegte. Der einzige Ausweg aus dem Dilemma war, sich mit ihr zu verbünden. Resignierend sagte er: »Sie kennen jetzt meinen Namen. Ich komme aus London – im Auftrag von Scotland Yard. Ich weiß, warum Sie hier sind, denn ich bin selbst hier, um es diesen Leuten heimzuzahlen. In London fürchtet man nämlich, der Kerl da unten könnte Sie wegen Ihres Besitzes unter Druck setzen, und anders ist er nicht davon abzuhalten.« Erbittert sagte sie: »Vor drei Wochen haben sie mein Lieblingspony vergiftet. Dann erschossen sie meinen Schäferhund, den ich selbst großgezogen hatte. Als nächstes schickten sie einen Drohbrief und verlangten meine Einwilligungserklärung in einem Zeitungsinserat. Die Polizei bot mir zwar ihren Schutz an, aber mehr konnte sie auch nicht tun, da sie die Erpresser in Kuba vermutete. Also ging ich nach Kuba und spielte dort die reiche junge Erbin, die auf Abenteuer aus ist – Gangsterbekanntschaften sucht und so. Schließlich hörte ich von dem Kerl da unten« – sie wies auf das Haus –, »aber er war nicht mehr auf Kuba. Batista hatte ihn fallenlassen. Den Rest erfuhr ich von einem höheren Polizeibeamten, dem ich mich anvertraut hatte.« Sie vermied es, Bond anzusehen, und fuhr nach einer Pause fort: »Also fuhr ich nach Amerika. Irgendwo hatte ich von Pinkertons Detektivagentur gelesen. Von ihr ließ ich die Adresse des Mannes ermitteln. Das ist alles.«

»Auf welchem Weg sind Sie hergekommen?«

»Bis Bennington bin ich geflogen, und von dort aus zu Fuß weiter. Vier Tage lang durch die Green Mountains. Den Leuten bin ich ausgewichen. An die Berge bin ich gewöhnt, denn unser Haus liegt in den Bergen, und die sind noch unwegsamer als hier.«

»Und was werden Sie tun?«

»Nach Bennington zurückgehen, sobald ich diesen Hammerstein erschossen habe.« Sie sagte das so beiläufig, als rede sie vom Blumenpflücken.

Vom Tal drang Stimmenlärm herauf. Bond erhob sich und blickte durch die Zweige. Drei Männer und zwei Mädchen unterhielten sich lachend im Patio, während sie die Stühle zurechtrückten und sich zu Tisch setzten. Der Platz am Kopfende des Tisches zwischen den beiden Mädchen blieb leer. Bond nahm das Zielfernrohr. Die drei Männer waren klein und dunkel. Der eine – er lächelte in einem fort und wirkte

am gepflegtesten – war wohl Gonzalez. Die beiden anderen waren primitivere Typen. Die brünetten, dunkelhäutigen Mädchen sahen aus wie billige kubanische Huren und trugen grelle Badeanzüge. Hätten sie nicht spanisch gesprochen, ihr Geschnatter wäre bis herauf zu verstehen gewesen.

Bond spürte die Nähe des Mädchens hinter sich und reichte ihr das Fernrohr. »Der kleine geschniegelte nennt sich Major Gonzalez«, sagte er. »Die beiden ändern sind Revolvermänner. Wer die Mädchen sind, weiß ich nicht. Hammerstein ist noch nicht zu sehen.« Sie blickte durch das Glas und gab es wortlos zurück. Wußte sie, daß das die Mörder ihrer Eltern waren?

Jetzt blickten die Mädchen zur Haustür. Die eine rief etwas, das wie ein Gruß klang. Ein kleiner, vierschrotiger, beinahe nackter Kerl trat in die Sonne und ging schweigend an dem Tisch vorbei zum Terrassenrand, wo er fünf Minuten lang seine Turnübungen machte.

Bond prägte sich alles an dem Mann ein. Er mochte etwa einsechzig groß sein, hatte die Schultern und Hüften eines Boxers, zeigte aber Fettansatz. Brust und Schulterblätter waren dicht behaart, ebenso Arme und Beine. Der völlig haarlose Schädel hingegen erglänzte in weißlichem Gelb und war hinten eingekerbt wie von einer Hiebwunde oder einer Trepanation. Dazu kamen engstehende Augen unter haarlosen Brauen und ein großer, abscheulich rotlippiger Mund. Nochmals reichte Bond dem Mädchen das Fernrohr. Irgendwie war er erleichtert darüber, daß Hammerstein so widerlich war, wie M's Dossier es verheißen hatte.

Bond beobachtete das Gesicht des grimmig ins Tal starrenden Mädchens. Was sollte er mit ihr tun? Das gab doch nichts als Schwierigkeiten! Nein, er durfte sich keinerlei Risiko leisten: ein Schlag auf den Kopf, und binden und knebeln, bis alles vorbei war! Bond griff nach seiner Pistole.

Das Mädchen trat ein wenig zurück, bückte sich, legte das Fernrohr ins Gras und griff nach dem Bogen. Sie legte einen Pfeil auf, blickte Bond an und sagte ruhig: »Nur keine Dummheiten! Bleiben Sie mir vom Leib! Ich bin nicht den weiten Weg hierhergekommen, um mich von einem plattfüßigen Bobby über den Schädel schlagen zu lassen. Mit dem da garantiere ich auf fünfzig Meter, aber ich habe auch schon auf hundert einen Vogel aus dem Flug heruntergeholt. Gern tu ich es nicht, aber wenn Sie sich hier einmischen, gibt's einen Pfeil durch das Bein.«

Bond verfluchte sein Zaudern von vorhin. Erbost sagte er: »Sie blödes Luder, legen Sie das Dreckszeug weg! Das ist Männerarbeit! Was glauben Sie denn eigentlich? Mit Pfeil und Bogen gegen vier Männer?«

Aber das Mädchen blieb eigensinnig. Sie nahm Schußstellung ein und sagte mit schmalen Lippen: »Scheren Sie sich zum Teufel, und mischen Sie sich nicht ein! Schließliche waren es *meine* Eltern, nicht Ihre! Ich bin jetzt vierundzwanzig Stunden hier und weiß, wie ich diesen Hammerstein erwische. Die anderen

gehen mich nichts an, die sind nichts ohne ihn. Also!« Sie spannte den Bogen und zielte auf Bonds Füße. »Entweder Sie tun, was ich sage, oder Sie werden's bereuen! Und glauben Sie ja nicht, daß ich spaße. Das ist eine Privatsache, von der mich niemand abhalten wird, das hab ich mir geschworen!« Sie warf den Kopf gebieterisch zurück. »Na, wird's?«

Bond nahm die Drohung ernst. Dieses lächerlich schöne, wilde Geschöpf hatte sich in einen Zustand gelenkter Hysterie hineingesteigert. Er konnte nichts dagegen tun, denn ihre Waffe war lautlos, aber seine Pistole würde die ganze Gegend alarmieren. Wohl oder übel mußte er mit ihr zusammenarbeiten, ihr einen Teil der Arbeit überlassen, um selber den Rest besorgen zu können. So sagte er ruhig: »Hören Sie zu, Judy! Wenn Sie durchaus auf Ihrem Vorhaben bestehen, dann tun wir's doch lieber gemeinsam. Aufträge solcher Art sind mein Beruf, außerdem habe ich Befehl, es zu tun – von einem nahen Freund Ihrer Familie, wenn Sie's genau wissen wollen! Und mein Gewehr reicht mindestens fünfmal so weit wie Ihr Bogen. Sogar auf dem Patio könnte ich ihn von hier aus erwischen, aber das ist mir zu unsicher. Ich warte lieber, bis die ganze Gesellschaft zum See geht. Und wenn Sie mir dann Feuerunterstützung geben, wird es *noch* leichter sein«, schloß er etwas lahm.

»Nein.« Sie schüttelte entschieden den Kopf. »Tut mir leid. Sie können *mir* Feuerschutz geben, wenn Sie wollen, mir ist das egal. Aber mit dem See haben Sie recht. Gestern gegen elf Uhr waren sie alle unten, und heute ist es genauso warm. Ich werde ihn von der unteren Baumreihe aus aufs Korn nehmen, dort weiß ich einen guten Platz. Die Leibwächter haben zwar immer ihre Maschinenpistolen mit, aber ich weiß schon, wie ich's mache, und werde außer Schußweite sein, bevor sie überhaupt begriffen haben, was los ist. Mein Plan ist fix und fertig, aber ich kann jetzt nicht länger hier herumstehen – ich sollte schon längst an meinem Platz unten sein. Es tut mir leid, aber wenn Sie jetzt nicht sofort ja sagen, bleibt mir keine Wahl.« Sie hob den Bogen.

Bond verfluchte sie innerlich. Wütend sagte er: »Na, gut! Aber das eine sag ich Ihnen: wenn wir hier heil herauskommen, gibt's eine Tracht Prügel, daß Sie eine Woche lang nicht sitzen können! Vorwärts jetzt, ich kümmere mich um die ändern! Und wenn Sie wirklich durchkommen sollten, treffen Sie mich hier. Wenn nicht, komm ich hinunter und klaube die Reste zusammen.«

Das Mädchen entspannte ihren Bogen und sagte gleichmütig: »Freut mich, daß Sie Vernunft annehmen. Denken Sie nicht an mich, und bleiben Sie in Deckung. Geben Sie acht, daß nicht die Sonne auf Ihr Glas fällt!« Mit dem Lächeln der Frau, die das letzte Wort gehabt hat, wandte sie sich ab und schritt zwischen den Bäumen davon.

Bond sah ihr nach, bis sie hinter den Stämmen verschwunden war, dann nahm er das Fernrohr auf und begab sich wieder an seinen Beobachtungsposten.

Zum Teufel mit ihr! Es wurde Zeit, sich dem Geschäft zu widmen! Zwar mußte er jetzt ihren ersten Schuß abwarten, denn man konnte nicht wissen, wozu dieses hitzköpfige Geschöpf imstande war, wenn er zuerst schoß! Er schwelgte ein wenig in dem Gedanken, was er ihr antun würde, wenn erst alles vorbei war! Aber dann gab es Bewegung vor dem Haus, er schob alle erregenden Gedanken von sich und hob das Glas an die Augen.

Die beiden Dienstmädchen räumten das Frühstücksgeschirr ab. Weder die Badenixen noch die Revolvermänner waren jetzt zu sehen. Hammerstein lag lesend auf der Gartencouch und sprach ab und zu auf Gonzalez ein, der ihm zu Füßen rittlings auf einem Gartenstuhl saß und eine Zigarre rauchte. Bond sah auf die Uhr. Es war jetzt halb elf. Da die Szene sich nicht so schnell ändern würde, setzte er sich wieder rücklings an seinen Baum und untersuchte sein Gewehr. Bald würde er es erproben müssen!

Er konnte seinem Auftrag keinen Geschmack abgewinnen. Immer wieder hatte er sich daran erinnern müssen, welche Art Menschen das waren. Der Mord an den Havelocks' war besonders schäbig gewesen, und wahrscheinlich gab es sehr viele Leute die wie dieses Mädchen Hammerstein umbringen wollten. Aber für Bond war das anders, er hatte keine persönlichen Motive. Für ihn war es Beruf, so wie ein Rattenvertilger eben Ratten zu vertilgen hat.

Maschinenpistolengeknatter schreckte ihn aus seinen Überlegungen! Schon beim zweiten Feuerstoß hatte er das Gewehr im Anschlag. Aber die Salven dort unten bewirkten nur Gelächter und Händeklatschen. Das, was ein Eisvogel gewesen war, lag flatternd auf dem Rasen, und eben ging Hammerstein mit rauchender Maschinenpistole die paar Stufen hinunter und trat die zuckenden Reste mit nackter Ferse in den Boden. Dann wischte er den Fuß im Rasen ab, während die anderen beifällig lachend rundum standen. Hammerstein grinste vergnügt. Er sagte etwas, worin das Wort »Meisterschütze« vorkam, reichte die Waffe einem der Revolverleute und wischte sich die Hände am fetten Hinterteil ab. Nachdem er den Mädchen einen Befehl zugerufen hatte, der sie ins Haus scheuchte, drehte er sich um und schritt, gefolgt von den anderen, den Hang zum See hinunter. Jetzt erschienen auch die Mädchen wieder: jede trug eine leere Champagnerflasche, und unter Geschwätz und Gelächter holten sie die Männer ein.

Bond machte sich bereit. Er setzte das Zielfernrohr auf das Gewehr, stellte das Visier auf 300 und nahm die Gruppe aufs Korn. Gegen den Stamm gelehnt, beobachtete er die Szene.

Offenbar war man im Begriff, ein Wettschießen zu veranstalten. Die beiden Revolverhelden steckten neue Magazine in ihre Waffen und stellten sich auf Gonzalez' Befehl etwa sechs Meter voneinander auf der flachen Dammkrone beiderseits des Sprungbretts auf. Den See im Rücken, hielten sie die Pistolen feuerbereit.

Hammerstein trat an den Rasenrand und schwang in jeder Hand eine Champagnerflasche. Hinter ihm hielten die Mädchen sich die Ohren zu. Die beiden Schützen beteiligten sich nicht an dem spanischen Geschnatter. Im Zielfernrohr sahen sie äußerst konzentriert aus.

Hammerstein gebot Ruhe. Dann schwang er beide Arme nach hinten und zählte: »Un – dos – tres!« Bei »tres« schleuderte er die Flaschen hoch über den See.

Die beiden Schützen fuhren herum und feuerten aus der Hüfte. Der Salvendonner jagte eine kreischende Vogelwolke aus den Bäumen, getroffene Zweige prasselten in den See, die linke Flasche zerklirrte zu Staub, während die rechte, nur von einem Geschoß getroffen, in zwei Teile zersprang. Also hatte der linke Schütze gewonnen. Die beiden Rauchwolken verschmolzen zu einer einzigen, die über den Rasen davonzog. Das Echo verrollte. Die beiden Schützen gingen über den Damm zum Rasen zurück, der hintere wirkte verärgert. Hammerstein rief die beiden Mädchen heran, die widerwillig näher kamen. Er sagte etwas, stellte dem Sieger eine Frage. Der nickte nach dem linken Mädchen, das ihn unfreundlich anblickte. Gonzalez und Hammerstein lachten. Hammerstein klopfte ihr wie einer Kuh aufs Hinterteil und sagte etwas, das wie »Una noche« klang. Ergeben nickte sie, und die Gruppe löste sich auf. Das Preismädchen nahm einen raschen Anlauf und hechtete in den See, vielleicht, um dem Mann zu entgehen, der ihre Gunst mit der Pistole errungen hatte. Die andere sprang ihr nach. Unter ärgerlichen Zurufen durchschwammen sie den See. Major Gonzalez legte seine Jacke ab, breitete sie auf den Rasen und setzte sich darauf. Aus seinem Schulterhalfter ragte der Griff einer automatischen Pistole mittleren Kalibers. Er beobachtete Hammerstein, der eben seine Uhr abnahm und über den Damm zum Sprungbrett ging. Die Schützen mit ihren Pistolen im Arm standen abseits und blickten gleichfalls auf Hammerstein und die beiden Mädchen, die jetzt die Seemitte erreicht hatten und schon dem anderen Ufer zustrebten. Gelegentlich blickte einer von ihnen in die Runde oder zum Haus hin. Bond wunderte es nicht mehr, daß Hammerstein noch lebte. Er war der Mann, der dafür zu sorgen mußte.

Nun stand er am äußersten Ende des Sprungbretts und sah ins Wasser hinunter. Bond entsicherte sein Gewehr. Seine Augen waren schmal geworden. Jeden Augenblick konnte es geschehen – worauf zum Teufel wartete sie noch?

Jetzt ging Hammerstein in die Knie und nahm die Arme nach hinten. Jetzt stieß er sie vor, jetzt sprang er – und erst in diesem Sekundenbruchteil des Absprungs zischte der Silberbütz gegen seinen Rücken! Dann traf der Körper in elegantem Sprung auf dem Wasser auf.

Gonzalez war aufgesprungen und blickte unsicher in die wirbelnden Wellen. Sein Mund stand offen – was war das gewesen? Die beiden Schützen waren

ihrer Sache sicherer. Sie kauerten schon, des Befehls gewärtig, mit ihren Pistolen im Anschlag und blickten zwischen Gonzalez und der Baumreihe hin und her. Langsam glättete sich das Wasser wieder, und die Wellen liefen in den See hinaus. Der Sprung war sehr tief gewesen.

Bond befeuchtete die Lippen mit der Zunge. Durchs Zielfernrohr suchte er den See ab. Da – das Wasser schimmerte rosig! Langsam stieg Hammersteins Körper an die Oberfläche, aber der Kopf blieb unten, und unter dem linken Schulterblatt ragte ellenlang der stählerne Schaft aus dem Rücken. Die Aluminiumfedern blinkten in der Sonne.

Jetzt erst brüllte Gonzalez einen Befehl, und die beiden Maschinenpistolen begannen zu rattern und Feuer zu speien. Bond hörte die Geschoßgarben in die Bäume prasseln. Dann stieß das Savage kurz gegen seine Schulter, und der rechte Schütze kippte langsam aufs Gesicht. Der andere rannte jetzt zum See, wobei er kurze Feuerstöße von der Hüfte aus abgab. Nochmals feuerte Bond: Fehlschuß! Und nochmals! Die Beine des Mannes knickten zusammen, aber sein Schwung trug ihn weiter. Er klatschte ins Wasser, aber die Pistole feuerte zielloos in die Luft, bis die Wellen über ihr zusammenschlugen.

Bonds Fehlschuß hatte Gonzalez Gelegenheit gegeben, hinter die Leiche des ersten Schützen zu springen. Von dort eröffnete er jetzt mit der Maschinenpistole das Feuer auf Bond. Ob er ihn gesehen hatte oder nur blindlings in Richtung der Gewehrschüsse feuerte – er tat jedenfalls gute Arbeit. Es schlug in den Ahorn ein, daß die Holzsplitter Bond nur so ins Gesicht prasselten. Wieder feuerte Bond – und wieder. Der Körper des toten Pistolenschützen zuckte. Zu tief! Bond lud durch und zielte sorgfältig. Ein abgeschossener Zweig fiel ihm aufs Gewehr. Er schüttelte ihn ab, aber jetzt war Gonzalez aufgesprungen und rannte auf die Gartenmöbel zu. Er kippte den Eisentisch um und warf sich hinter die Platte, während Bonds nächste Schüsse die Erde an seinen Fersen aufwarfen. Aber aus der Deckung des Tisches wurde Gonzalez' Feuer genauer, wieder und wieder prasselten seine Salven in den Ahorn, wogegen Bonds Einzelschüsse nur gegen das weiße Eisen schlugen oder über den Rasen hinpiffen. Gonzalez wechselte fortwährend zwischen rechter und linker Tischkante, und es war schwierig, ihm mit dem Zielfernrohr zu folgen. Und immer wieder schlug es neben und über Bond in den Stamm! Er entschloß sich, seine Deckung zu verlassen. Geduckt lief er nach rechts, um aus der offenen Wiese Gonzalez in der ungedeckten Flanke zu erwischen. Aber noch während er lief, sah er Gonzalez hinter dem Tisch hervorstürzen und auf den Damm zurennen, damit er durch den Wald an seinen Gegner käme. Bond erhob sich zu voller Höhe und riß das Gewehr hoch. Jetzt hatte Gonzalez ihn erblickt! Er ging aufs Knie nieder und feuerte eine Salve. Unerschütterlich blieb Bond stehen, während die Kugeln um ihn herpiffen. Nun war das Fadenkreuz seiner Optik mitten auf Gonzalez' Brust! Langsam zog Bond durch: Gonzalez schwankte, kam halb auf die Beine,

riß die Arme hoch, schießend, schießend – und stürzte, während seine Pistole noch immer in den Himmel feuerte, mit klatschendem Aufschlag ins Wasser.

Er kam nicht mehr hoch. Langsam senkte Bond das Gewehr und fuhr sich mit dem Ärmel übers Gesicht.

Das Echo dieses mehrfachen Todes rollte noch immer durch das Tal. Jenseits des Sees liefen die beiden Mädchen zum Haus zurück. Wenn es die Hausmädchen nicht schon getan hatten, dann würden *sie* die Polizei alarmieren. Es wurde höchste Zeit, zu verschwinden!

Bond ging zu seinem Ahorn zurück. Das Mädchen stand schon da, die Arme an den Stamm gelehnt und den Kopf in ihnen vergraben. Von ihrem rechten Arm tropfte Blut, und der Hemdärmel zeigte einen dunklen Fleck. Bogen und Köcher lagen zu ihren Füßen. Sie zitterte.

Bond trat von hinten heran und legte schützend den Arm um sie. »Nur ruhig, Judy, nur ruhig«, sagte er. »Es ist alles vorbei. Ist der Arm schlimm?«

Sie sagte mit ersticker Stimme: »Ach, das ist nichts. Irgendwas hat mich getroffen. Aber das andere – es war schrecklich. Ich – wußte nicht, daß es so arg sein würde.«

Beschwichtigend drückte Bond ihren Arm. »Es mußte sein. Andernfalls wären *Sie* dran gewesen. Das waren Berufsmörder – die ärgsten, die es gibt. Ich hab Ihnen aber gesagt, daß so etwas Männerarbeit ist! Na, schön, sehen wir uns Ihren Arm an. Und dann müssen wir weg von hier – über die Grenze, bevor die Polizei da ist!«

Sie blickte ihn an, das schöne, wilde Gesicht naß von Schweiß und Tränen. »Daß Sie so nett zu mir sind – nachdem ich mich so benommen habe ... Aber ich war total durchgedreht.«

Sie streckte den verletzten Arm aus, und Bond schnitt ihr mit ihrem Jagdmesser den Ärmel von der Schulter. Es war ein glatter Durchschuß. Bond wusch die Wunde mit dem Kaffeewhisky aus und band mit seinem zerschnittenen Taschentuch eine dicke Brotscheibe aus seiner Provianttasche darüber. Aus dem Hemdärmel machte er eine Schlinge und knüpfte sie ihr um den Nacken. Dabei war ihr Mund dem seinen ganz nahe. Er küßte ihn: erst sanft und dann noch einmal, hart. Dabei blickte er ihr in die Augen. Sie sahen erstaunt und glücklich aus. Er küßte sie auf beide Mundwinkel, und der Mund begann zu lächeln. Er trat zurück und lächelte gleichfalls. Dann nahm er ihre rechte Hand und schob sie behutsam in die Schlinge. Das Mädchen fragte fügsam: »Wohin führst du mich jetzt?«

»Ich nehm dich mit nach London. Dort will dich ein alter Herr kennenlernen. Aber zuerst müssen wir noch nach Kanada hinüber, dort laß ich von einem Freund deinen Paß in Ordnung bringen. Du wirst dir auch Kleider und alles andere besorgen müssen, das wird ein paar Tage dauern, und wir werden in

einem Motel wohnen.«

Sie sah ihn an – ein anderer Mensch. »Das wird hübsch sein«, sagte sie leise. »Ich hab noch nie in so etwas gewohnt.«

Bond bückte sich, nahm Gewehr und Proviantbeutel auf und hängte sich beides über die Schulter. Bogen und Köcher hängte er über die andere. Dann wandte er sich um und schritt über die Wiese.

Während sie ihm folgte, zog sie sich die welken Grasbüschel aus dem Haar, löste das Band und ließ die helle Haarflut über die Schultern fallen.

Das Minimum an Trost

»Wenn schon heiraten, dann eine Flughosteiß – das war schon immer meine Meinung«, sagte James Bond.

Die Dinner-Party war nicht gerade unterhaltsam gewesen. Nun, nach dem Aufbruch der beiden anderen Gäste, die in Begleitung des Adjutanten gegangen waren, um ihr Flugzeug nach Montreal noch zu erreichen, saßen der Gouverneur und Bond auf dem Chintzsofa des großen, irgendwie dienstlich aussehenden Wohnzimmers und versuchten, Konversation zu machen. Bond fühlte das Lächerliche der Situation. Statt in einem hartgepolsterten Sessel zu sitzen, wie er es liebte, versank er hier in der weichen Polsterung und verlor fast den Boden unter den Füßen. Zu dumm, mit einem betagten Junggesellen auf dessen rosa Chintzbett herumzuhocken, mit Kaffee und Likören auf dem niedrigen Rauchtisch neben den ausgestreckten Beinen! Die Szene hatte etwas Klubartiges, Intimes an sich – sie war unpassend.

Überhaupt, Nassau! Alle waren sie zu reich hier! Die Wintergäste wie die ansässigen Hausbesitzer hatten kein anderes Gesprächsthema als ihr Geld, ihre Krankheiten und ihre Dienstbotenprobleme. Nicht einmal der Klatsch war etwas wert, denn es gab einfach nichts, worüber sich's zu klatschen gelohnt hätte. Für Liebesaffären war das Winterpublikum zu alt, und um die lieben Nachbarn auszurichten, war man, wie die meisten reichen Leute, zu vorsichtig. Die Harvey Millers, jenes Paar, das sich soeben verabschiedet hatte, waren dafür typisch: er ein netter farbloser kanadischer Millionär, der schon seit je im Erdgasgeschäft tätig war, sie ein hübsches, schwatzhaftes Geschöpf englischer Herkunft. Neben Bond sitzend, hatte sie in einem fort davon geschnattert, welche Shows er in letzter Zeit gesehen habe, und ob er nicht glaube, daß man im Savoy Grill am nettesten zu Abend esse? Man sehe dort so viele interessante Leute – Schauspielerinnen und dergleichen. Bond hatte sich nach Kräften bemüht, aber da sein letzter Theaterbesuch zwei Jahre zurücklag – er hatte damals in Wien einen Mann beschatten und ihm wohl oder übel ins Theater folgen müssen –, mußte er seine verstaubten Erinnerungen aus dem Londoner Nachtleben hervorkramen, die sich mit denen von Mrs. Harvey Miller nur zum Teil deckten.

Bond war sich bewußt, daß er hier nur pflichtgemäß eingeladen war. Er befand sich jetzt seit einer Woche in der Kolonie und mußte anderntags nach Miami hinüber. Es war bloß ein Stück Routinearbeit gewesen: die Castro-Rebellen erhielten aus allen Nachbarländern Waffenlieferungen, aber das meiste war aus Miami und dem Golf von Mexiko gekommen. Seit aber die U.S.-Küstenwache zwei Schiffsladungen beschlagnahmt hatte, wurden mehr und mehr Jamaika und die Bahamas zu den Hauptnachschiebbasen. Bond hatte Auftrag erhalten,

das abzustellen. Er hatte diesen Auftrag nur ungern übernommen, denn wenn überhaupt, so sympathisierte er mit den Rebellen. Aber die Regierung wollte ihr großes Exportabkommen mit Kuba nicht gefährden, in dem eine Zusatzklausel England jede Unterstützung der kubanischen Rebellen verbot. Bond aber hatte ermittelt, daß zwei große Kabinenschiffe für den Waffentransport adaptiert worden waren. Statt mit Verhaftungen politische Komplikationen heraufzubeschwören, hatte er es vorgezogen, in einer mondlosen Nacht mit einem Polizeiboot längsseits zu kommen und in jedes der Schiffe eine Thermitbombe zu werfen. Von fern hatte er sich das Freudenfeuer angesehen, nicht ohne mitfühlend der Versicherungsgesellschaften zu gedenken. Aber es gab kein Opfer, und so war rasch und glatt erledigt, was M ihm aufgetragen hatte.

Soviel Bond wußte, kannte außer dem Polizeichef und zwei seiner Beamten niemand in der Kolonie den Urheber jenes so spektakulären und – für die Eingeweihten – so zeitgerechten Schadenfeuers auf der Reede. Bond selbst hatte nur an M nach London berichtet. Er hatte den Gouverneur aus dem Spiel gelassen, da ihm schien, dieser sei zu leicht in Verlegenheit zu bringen. Es wäre aber unklug gewesen, es bis zu einer Anfrage im Parlament kommen zu lassen. Jedoch der Gouverneur war kein Dummkopf. Er wußte recht gut, weshalb Bond sich in der Kolonie aufhielt, und so übertrug er an diesem Abend die Abneigung, die er gegen Gewaltakte hegte, auf Bonds Person. Das war der Dinner-Party nicht förderlich gewesen, und es hatte der ganzen Bemühung des schwergeprüften Adjutanten bedurft, um den Abend wenigstens notdürftig zu retten.

Jetzt aber war es erst neun Uhr dreißig, was eine weitere Stunde des Höflichkeitsaustausches bedeutete, ehe man aufatmend zu Bett gehen konnte, jeder erleichtert, den anderen nie wieder sehen zu müssen! Dabei hatte Bond gar nichts gegen den Gouverneur. Der war der übliche Typ des Kolonialbeamten, wie man ihn überall in der Welt antrifft: solide, loyal, tüchtig, nüchtern und gerecht, seit dreißig Jahren im Dienst ausharrend, während rings um ihn das Empire zerbröckelte.

Wie viele kleine Tragödien in der Art dieser Waffengeschichte mußte der Gouverneur schon erlebt haben! Wieviel von den politischen Winkelzügen all der kleinen Länder wissen, von den Skandalaffären der Überseegemeinden, von den zwischen Aktendeckeln eingesargten Geheimnissen der Leute! Wie aber konnte man solchem streng-verschwiegenen Sinn jenen Funken abgewinnen, jenen Schimmer all der interessanten Begebenheiten und Perspektiven, die dem Abend seinen stinklangweiligen Charakter nehmen würden?

Bonds voreilig-verlogene Bemerkung über das Heiraten von Flughostessen war das Resultat einer unzusammenhängenden Erörterung über Flugreisen gewesen, die sich unentrinnbar fade an den Abgang der Harvey Millers geknüpft hatte. Der Gouverneur hatte gesagt, die BOAC bestreite die Hauptlast des Verkehrs zwischen

Amerika und Nassau, weil sie, ungeachtet der Langsamkeit ihrer Maschinen, ein ausgezeichnetes Service böte. Darauf hatte Bond ebenso banal erwidert, er fliege lieber langsam und bequem als schnell und ohne die rechte Betreuung. Und dann hatte er diese Bemerkung über die Flughostessen gemacht.

»Tatsächlich?« meinte der Gouverneur voll jener höflichen Beherrschung, von der Bond wünschte, sie möge sich endlich lockern und menschlich werden. »Und warum?«

»Ach, ich weiß nicht. Es wäre eben angenehm, so ein hübsches Mädchen, das einen betreut und sich um alles kümmert, für sich allein zu haben. Immer lächelnd, immer bestrebt, einem zu gefallen. Wenn ich keine Flughostesß kriege, bleibt mir nur noch eine Japanerin. Die haben auch die richtige Einstellung.« Dabei dachte Bond gar nicht ans Heiraten, sondern redete nur dahin, um den Gouverneur bei Laune zu halten oder ihn auf ein menschliches Thema zu bringen.

»Von Japanerinnen verstehe ich nichts. Aber ist Ihnen nicht aufgefallen, daß diese Flughostessen nur darauf *geschult* sind, zu gefallen, und daß sie im Privatleben vielleicht ganz anders sein könnten?«

»Da ich eigentlich gar nicht heiraten will, hab ich auch noch nicht ernsthaft darüber nachgedacht.«

Die Zigarre des Gouverneurs war erloschen, und es dauerte seine Zeit, bis er sie wieder angezündet hatte. Aber seine Stimme schien um eine Spur mehr Leben und Interesse gewonnen zu haben, als er schließlich sagte: »Ich habe einmal einen Mann gekannt, der ebenso dachte wie Sie. Eine recht lehrreiche Geschichte, wirklich! Ich glaube« – der Gouverneur sah Bond von der Seite an und lachte verlegen –, »Sie sehen das Leben ziemlich oft von der unerfreulichen Seite. Meine Geschichte zeigt es wohl eher von der langweiligen. Wollen Sie sie trotzdem hören?«

»Aber gern!« sagte Bond betont enthusiastisch. Zwar bezweifelte er, daß der Gouverneur unter »unerfreulich« dasselbe verstand wie er, doch würde die Geschichte ihn wenigstens vor weiterer stumpfsinniger Konversation bewahren. Jetzt nur noch weg von diesem widerlichen Sofa! »Könnte ich noch einen Brandy haben?« fragte er, stand auf, goß sich tüchtig Kognak nach, zog einen Stuhl heran und nahm an der anderen Tischseite dem Gouverneur gegenüber Platz.

Der Gouverneur betrachtete seine Zigarre, nahm noch rasch einen Zug und hielt sie dann mit dem Aschenende nach oben. Während des Erzählens beobachtete er die Asche aufmerksam, so als spräche er nur zu dem dünn aufsteigenden Faden blauen Rauchs, der sich in der feuchtwarmen Luft rasch auflöste.

Vorsichtig begann er: »Ich werde ihn Masters nennen, Philip Masters. Er war schon fast so lange im Staatsdienst wie ich. Ich war ihm nur um ein Jahr voraus. Er war in Fettes zur Schule gegangen, hatte dann ein Oxford-Stipendium

erhalten – der Name des Colleges tut nichts zur Sache – und sich schließlich zum Kolonialdienst gemeldet. Er war nicht gerade klug, aber ein fleißiger Arbeiter und tüchtig, eben von der Art, die auf die Aufnahmekommission Eindruck macht. Also nahm man ihn in den Staatsdienst auf. Er kam nach Nigeria und bewährte sich dort, denn er hatte für die Eingeborenen viel übrig und kam gut mit ihnen aus. Er war ein Mensch mit liberalen Ideen, und obwohl er nicht fraternisierte, was ihn damals« – der Gouverneur lächelte gezwungen – »bei seinen Vorgesetzten noch in Ungnade gebracht hätte, war er gegen die Nigerianer nachsichtig und menschlich. Das war ihnen ziemlich neu.« Der Gouverneur machte eine Pause und sog an seiner Zigarre. Die Asche war im Begriff abzufallen, er beugte sich behutsam vor und ließ sie in seine Kaffeetasse zischen. Dann lehnte er sich zurück und blickte zum erstenmal auf Bond. »Man könnte sagen, die Sympathie dieses jungen Menschen für die Eingeborenen war nur ein Ersatz für jene, die man unter normalen Umständen dem schönen Geschlecht entgegenbringt. Nun war Philip Masters aber ein schüchterner, wohl auch linkischer junger Mann, der in dieser Hinsicht noch keinerlei Erfolge gehabt hatte. Wenn er nicht gerade fürs Examen zu arbeiten hatte, spielte er Hockey im College-Team oder ruderte in dessen drittem Achter. Die Ferien verbrachte er in Wales bei seiner Tante und unternahm mit dem dortigen Gebirgsverein Kletterpartien. Seine Eltern hatten sich schon während seiner Mittelschulzeit voneinander getrennt. Obwohl er ihr einziges Kind war, kümmerten sie sich nicht mehr um ihn, seit er sein Oxford-Stipendium erworben hatte. So blieb ihm für Mädchen nur sehr wenig Zeit und auch sehr wenig anderes, was einen jungen Burschen für sie interessant macht. Sein Gefühlsleben verlief so ungesund und frustriert, daß es eher in die Viktorianische Epoche gepaßt hätte. So dürfte also seine Zuneigung zu den Farbigen in Nigeria nichts als die Kompensation einer kräftigen, nach Gegenliebe hungernden Natur gewesen sein.«

Bond unterbrach diese gespreizte Rede: »Nur schade, daß diese hübschen Negerweiber keine Ahnung von Empfängnisverhütung haben! Hoffentlich ist ihm da nichts passiert!«

Der Gouverneur hob abwehrend die Hand. Bonds Ausdrucksweise war ihm offensichtlich zu direkt. »Nein, nein! Sie mißverstehen mich! Ich spreche nicht von solchen Dingen! Es wäre diesem jungen Mann nie eingefallen, Beziehungen mit Farbigen aufzunehmen – dazu war er in sexuellen Dingen viel zu ahnungslos. Dergleichen ist ja auch heute noch in England nicht eben selten. Damals aber war das alltäglich und, wie Sie mir wohl beistimmen werden, der Grund für viele, sehr viele unglückliche Ehen und sonstige Tragödien.« Bond nickte. »Ich will Ihnen damit nur klarmachen, daß das, was dann passierte, einen enttäuschten, unschuldigen Jungen traf, der in seiner gesellschaftlichen Unbeholfenheit bei den Negern suchte, was er in seiner eigenen Umwelt hätte finden müssen. Mit einem Wort, er war ein sensibler Eigenbrötler, physisch ohne jeden Anreiz, aber

in jeder anderen Hinsicht gesund und leistungsfähig – ein vollwertiger Bürger.«

Bond trank von seinem Kognak und streckte die Beine. Die Geschichte begann ihm zu gefallen. Die altmodische Erzählweise des Gouverneurs machte sie nur noch authentischer.

Der Gouverneur fuhr fort: »Masters' Nigeriadienst fiel in die Zeit des ersten Labour-Kabinetts. Sie erinnern sich – eine seiner ersten Maßnahmen war die Reform der Kolonial Verwaltung. Nigeria erhielt einen neuen, fortschrittlichen Gouverneur, der überrascht und erfreut war, in seinem Stab schon jemanden vorzufinden, der in seinem kleinen Wirkungskreis etwas wie des Gouverneurs eigene Ansichten in die Tat umsetzte. So ermunterte er Philip Masters, betraute ihn mit Aufgaben, die seinem Rang gar nicht zukamen, und schrieb ihm, als Masters nach einiger Zeit versetzt werden sollte, eine so glänzende Beurteilung, daß Masters einen Rang übersprang und als zweiter Regierungssekretär nach Bermuda kam.«

Der Gouverneur sah durch den Zigarrenrauch auf Bond und sagte, sich entschuldigend: »Hoffentlich langweile ich Sie nicht allzu sehr. Ich komme bald auf den Kern der Sache.«

»Nicht im geringsten! Ich sehe den Mann förmlich vor mir. Sie müssen ihn gut gekannt haben! «

Der Gouverneur zögerte, dann sagte er: »Auf Bermuda habe ich ihn noch besser kennengelernt. Ich war dort sein unmittelbarer Vorgesetzter – aber noch sind wir in Afrika! Damals gab es schon die ersten Flugverbindungen dorthin, und Philip Masters beschloß, nach London zu fliegen und so seinen Heimaturlaub zu verlängern. Mit dem Zug fuhr er bis Nairobi und erreichte die wöchentliche Maschine der Imperial Airways – der Vorläufer von BOAC. Er war nie vorher geflogen, es interessierte ihn, aber als sie aufstiegen und ihm die Flughostess, die sehr hübsch war, ein Bonbon gegeben und ihm gezeigt hatte, wie der Sitzgurt festzuschnallen sei, wurde er doch nervös. Später, als sie schon auf normaler Höhe waren und er eben einsah, daß das Fliegen gar nicht so aufregend ist, kam die Hostess durch das fast leere Flugzeug zu ihm zurück und lächelte ihm zu: ›Sie können den Gürtel jetzt losmachen.‹ Als Masters nicht gleich damit zurechtkam, beugte sie sich zu ihm und half ihm. Diese kleine, intime Geste – noch nie im Leben war Masters einer jungen Frau so nahe gewesen – ließ ihn erröten und machte ihn ganz verwirrt. Er bedankte sich, und sie weidete sich an seiner Verlegenheit, indem sie sich auf eine Sitzlehne an der anderen Gangseite setzte und ihn nach dem Woher und Wohin fragte. Er sagte es ihr und wollte Einzelheiten über das Flugzeug wissen: wie schnell sie flögen, wo sie zwischenlanden würden und so weiter. Es gefiel ihm, so mit ihr zu plaudern, und er war von ihrem Aussehen geradezu geblendet. Auch überraschte ihn ihre Unbefangenheit und das Interesse, das sie seinen Ausführungen über Afrika entgegenbrachte. Offenbar hielt sie sein Leben für

weit aufregender und schöner, als er selbst es empfand. Das gab ihm das Gefühl eigener Bedeutung.

Nachdem sie gegangen war, um den beiden Stewards bei der Zubereitung des Mittagessens zu helfen, saß er da und erschauerte bei dem Gedanken an sie. Er vermochte sich nicht mehr auf sein Buch zu konzentrieren und mußte immer wieder den Gang entlangsehen, um einen Blick von ihr zu erhaschen. Einmal schien sie ihm verstohlen zuzulächeln – wir sind die einzigen jungen Leute in diesem Flugzeug, schien das zu heißen. Wir verstehen einander und haben ähnliche Interessen.

Sooft Philip Masters aus dem Fenster blickte, meinte er ihre Züge in dem weißen Wolkenmeer unter sich zu erkennen. Im Geiste prüfte er das Mädchen und staunte über ihre Vollkommenheit. Sie war klein und adrett, blond und von zartem Teint. Ganz besonders gefiel ihm ihr Haarknoten: er schloß daraus, daß sie ein solides Mädchen sei, und da er Wales kannte, vermutete er walisisches Blut in ihr.

Ihr Name auf der Mannschaftsliste neben dem Waschraum bestätigte seine Vermutung: sie hieß tatsächlich Rhoda Llewellyn! Er dachte ernsthaft nach: Zwei Tage lang würde sie ihm jetzt nahe sein, aber wie konnte er es einrichten, sie wiederzusehen? Sie mußte Hunderte Anbeter haben! Vielleicht war sie sogar verheiratet? Oder flog sie die ganze Zeit? Wie viele freie Tage blieben ihr zwischen den Flügen? Würde sie über ihn lachen, wenn er sie zum Essen oder ins Theater einlud – oder sich gar beim Flugkapitän beschwerten? Masters sah sich schon in Aden aus dem Flugzeug gewiesen, sah schon die Beschwerde beim Kolonialminister, sah seine Karriere zunichte werden.

Aber als das Mittagessen kam, beruhigte er sich. Während sie ihm das kleine Tablett auf die Knie setzte, streifte ihr Haar seine Wange. Masters fühlte sich elektrisiert! Sie zeigte ihm noch, wie er mit diesen verzwickten Cellophanpäckchen zurechtkäme und wie der Plastikdeckel von der Salatsauce zu entfernen sei. Ganz besonders empfahl sie ihm den Kuchen – mit einem Wort, sie machte so viel Aufhebens um ihn, wie er es noch nie erlebt hatte, auch nicht in der Kindheit bei seiner Mutter.

Nach der Ankunft in London, als der schwitzende Masters all seinen Mut zusammengerafft und sie zum Dinner eingeladen hatte, war ihm ihre rasche Zusage fast eine Enttäuschung. Und kaum einen Monat später verließ sie die Imperial Airways, und sie heirateten. Nach einem weiteren Monat war Masters' Urlaub zu Ende, und sie schifften sich nach den Bermudas ein.«

»Ich befürchte das ärgste«, sagte Bond. »Sie hat ihn doch nur geheiratet, weil sie sich falsche Vorstellungen von seinem Leben machte. Wahrscheinlich träumte sie davon, bei den Empfängen im Regierungsgebäude die Hauptrolle zu spielen. Hat Masters sie schließlich umgebracht?«

»Nein, das nicht«, sagte der Gouverneur sanft. »Aber soweit es den Beweggrund ihrer Heirat betrifft, haben Sie recht. Außerdem hatte sie genug vom Flugdienst. Dennoch spricht vieles für ihren guten Willen. Als das junge Paar den Bungalow am Stadtrand von Hamilton bezog, waren wir alle beeindruckt von Rhodas Lebendigkeit, ihrem hübschen Gesicht und ihrer Art, sich sofort bei jedermann beliebt zu machen. Und Masters selbst – er war ein völlig anderer Mensch geworden! Plötzlich war das Leben für ihn wie ein Märchen. Wenn ich so zurückdenke – es war jämmerlich, wie er sich zum Narren machte, nur um ihrer würdig zu sein! Er wandte übertriebene Sorgfalt an seine Kleidung, schmierte sich schauerhafte Brillantine ins Haar und ließ sich einen martialischen Schnurrbart wachsen, weil sie so etwas für distinguiert hielt. Jeden Abend hastete er zu seinem Bungalow, und immer hieß es Rhoda hin und Rhoda her, und wann wohl Lady Burford – das war die Frau des Gouverneurs – Rhoda zum Mittagessen einladen würde?

Aber er arbeitete fleißig, und alle hatten das junge Paar gern. Ein halbes Jahr lang ging alles wie am Schnürchen, aber bald danach muß es angefangen haben. Sie kennen ja diese kleinen Sticheleien, die das Zusammenleben vergiften: »Warum nimmt mich die Frau des Kolonialsekretärs nie auf einen Einkaufsbummel mit?« – »Wann werden wir endlich wieder eine Cocktailparty geben können?« – »Kind können wir uns keines leisten, das weißt du doch!« – »Wann bist du eigentlich mit Beförderung dran?« – »Schauerhaft langweilig ist es hier, den ganzen Tag nichts zu tun!« – »Das Nachtessen holst heute du, ich kann mich einfach nicht darum kümmern!« – »Ja, *dein* Leben ist interessant, für *dich* ist alles in schönster Ordnung ...« und so weiter und so fort. Natürlich war's auch mit der liebevollen Betreuung bald vorbei. Jetzt war es *Masters*, der vor Dienstbeginn seiner Flughostel das Frühstück ans Bett brachte – und er tat es gern! *Masters* brachte abends nach dem Heimkommen das Haus in Ordnung, wenn alles voll Zigarettenasche und Schokoladepapier lag. Er mußte sich das Rauchen abgewöhnen und auch seinen gelegentlichen Drink, um ihre neuen Kleider bezahlen zu können, denn sie wollte es den anderen Frauen gleichtun. Für mich, der ich *Masters* gut kannte, war manches davon während der Dienstrunden zu merken, angefangen von den andeutenden, überbesorgten Telefongesprächen während der Dienstzeit bis zu den gestohlenen zehn Minuten zu Dienstschluß, damit er Rhoda ins Kino führen konnte. Und natürlich gab es auch diese halb scherzhaft gestellten Fragen über die Ehe im allgemeinen: Was tun die anderen Frauen tagsüber? Hier finden es wohl die meisten Frauen ein bißchen heiß? Ich nehme an, daß Frauen (es fehlte nur noch, daß er jedesmal »Gott segne sie« dazu sagte) viel leichter die Fassung verlieren! Und so weiter. Das ganze Unglück kam davon, daß *Masters* so vernarrt in sie war. Sie war sein ein und alles, und wenn sie sich unglücklich oder nervös fühlte, gab er sich die Schuld. Verzweifelt suchte er nach Ablenkung für sie und verfiel schließlich ausgerechnet auf Golf! Besser gesagt, sie verfielen gemeinsam

darauf. Nun ist Golf so ziemlich *die* Sache auf Bermuda. Es gibt mehrere erstklassige Golfplätze, einschließlich des berühmten Mid-Ocean-Klubs, wo alle besseren Leute spielen und nachher in den Klubräumen zusammenkommen, um was zu trinken und miteinander zu plaudern. Das war es, was sie sich gewünscht hatte: eine schicke Beschäftigung mit Zugang zu den vornehmen Kreisen. Gott weiß, wie Masters den Beitritt, die Stöcke, die Lektionen und all die anderen Ausgaben erschwingen konnte, aber irgendwie schaffte er's, und es wurde ein rauschender Erfolg. Schließlich verbrachte sie ihren Tag nur mehr im Mid-Ocean. Sie nahm verbissen Unterricht, erhielt ein Handikap, lernte auf den kleinen Konkurrenzen und allmonatlichen Veranstaltungen eine Menge Leute kennen und spielte nach einem halben Jahr nicht nur ganz ordentlich, sondern war auch zum erklärten Liebling aller männlichen Klubmitglieder geworden. Mich hat das nicht überrascht. Ich erinnere mich, sie von Zeit zu Zeit gesehen zu haben, eine reizvolle, sonnenbraune kleine Person mit weißem, grüngefüttertem Augenschirm und in ganz kurzen Shorts. Ihr sauberer, kurzer Schlag schmeichelte ihrer Figur, und ich muß schon sagen« – der Gouverneur zwinkerte –, »sie war das hübscheste, was ich je auf einem Golfplatz gesehen habe. Selbstverständlich dauerte es nun nicht mehr lange: anlässlich einer gemischten Viererkonkurrenz wurde der älteste Tattersallsohn ihr Partner. Die Tattersalls sind die führenden Kaufleute in Hamilton und mehr oder minder die tonangebende Clique in der dortigen Gesellschaft. Er war ein junger Schnösel, sah aber recht gut aus, war ein erstklassiger Schwimmer und Golfer mit MG-Kabriolett, Rennboot und allem, was sonst noch dazugehört. Sie kennen ja den Typ. Er konnte alle Mädchen haben, die er wollte, und wollten einmal die Mädchen nicht – na, dann gab's eben *keine* Fahrten im MG oder im Chriscraft, *keine* Abende in den Nachtlokalen. Das Paar gewann die harte Konkurrenz im Endspiel, und Philip Masters stand in der eleganten Gruppe, die ihnen am achtzehnten Grün zujubelte. Es war das vermutlich sein letzter Jubel im Leben, denn sie begann fast unmittelbar danach mit dem jungen Tattersall zu ›gehen‹, und dann entwickelte sich das Weitere mit Windeseile. Glauben Sie mir, Mr. Bond« – der Gouverneur machte eine Faust und setzte sie langsam auf die Tischkante – »es war entsetzlich! Sie machte nicht den leisesten Abschwächungs- oder Vertuschungsversuch, sondern nahm einfach den jungen Tattersall, schlug ihn Masters sozusagen ins Gesicht und trieb es so weiter. Nachts kam sie heim, wann sie wollte – sie hatte Masters ins Gästezimmer übersiedelt unter dem Vorwand, es sei zu heiß, um zusammen zu schlafen –, und wenn sie jemals das Haus aufräumte, so geschah das nur mehr, um den Schein zu wahren. Natürlich war das alles schon nach einem Monat publik, und Masters lief mit dem größten Paar Hörner herum, das die Kolonie je gesehen hatte. Schließlich mischte Lady Burford sich ein und redete mit Rhoda Masters ein offenes Wort, sagte ihr, sie zerstöre die Karriere ihres Mannes und so weiter. Aber das Unglück war, daß auch sie Masters für einen langweiligen Kerl hielt und eingedenk ihrer

eigenen Jugendskapaden zu nachsichtig mit der jungen Frau umging. Masters selbst machte natürlich, wie er mir später erzählte, die üblichen Qualen durch – von Vorwürfen über Streitigkeiten und Wutanfälle bis zu Handgreiflichkeiten (eines Nachts sei er nahe daran gewesen, sie zu erwürgen), und schließlich endete das Ganze mit eiskalter Trennung und dumpfer Verzweiflung.«

Der Gouverneur machte eine Pause. »Ich weiß nicht, ob Sie je ein Herz haben zerbrechen sehen, Mr. Bond, langsam und bewußt zerbrechen – aber es war fürchterlich mit anzusehen. Selbstverständlich tat ich, was ich konnte, wir alle taten das in irgendeiner Weise, aber seit jenem achtzehnten Grün im Mid-Ocean konnte man ja nur mehr die Trümmer auflesen! Masters war wie ein gebissener Hund: er zog sich einfach in seinen Winkel zurück und knurrte jeden an, der sich ihm nähern wollte. Ich habe ihm sogar einen oder zwei Briefe geschrieben. Später gestand er mir, er habe sie ungelesen zerrissen. Einmal taten wir uns zusammen und luden ihn zu einem Herrenabend in meinen Bungalow ein. Wir versuchten dann, ihn betrunken zu machen, was uns auch gelang. Aber dann gab's ein Getöse im Badezimmer, und als wir nachsahen, fanden wir Masters mit blutenden Pulsadern – er hatte versucht, sie sich mit einem Rasiermesser zu durchschneiden. Das ging uns endlich über die Hutschnur, und ich wurde abgesandt, um mit dem Gouverneur die ganze Sache zu besprechen. Der wußte natürlich davon, hatte aber gehofft, nicht offiziell eingreifen zu müssen. Die Frage war nun, ob Masters nach all dem überhaupt noch im Staatsdienst bleiben konnte. Seine Arbeit ging vor die Hunde, seine Frau war ein öffentliches Ärgernis, und er selbst ein gebrochener Mann. Gab es da noch etwas zusammenzuflicken? Aber der Gouverneur war ein feiner Kerl und entschloß sich zu einem letzten Versuch, ehe der unvermeidliche Bericht nach Whitehall den Rest von Masters endgültig erledigen würde. Und eben zu diesem Zeitpunkt mischte die Vorsehung sich helfend ein: schon anderntags kündigte eine Depesche des Kolonialministeriums an, daß Bermuda und die Bahamas eingeladen seien, zur Küstenfischereikonferenz in Washington Regierungsvertreter zu entsenden. Der Gouverneur sprach also mit Masters wie ein guter Onkel, eröffnete ihm, daß er nach Washington delegiert werde, und empfahl ihm eine Regelung seiner häuslichen Angelegenheiten für die Dauer der nächsten sechs Monate. Schon in der folgenden Woche reiste Masters ab, blieb fünf Monate in Washington und führte Fischgespräche. Wir waren allesamt erleichtert und schnitten Rhoda Masters, wann immer wir konnten.«

Der Gouverneur hörte zu sprechen auf. Es war sehr still in dem großen, hellerleuchteten Zimmer. Er zog sein Taschentuch hervor und trocknete sich das Gesicht, das von der Erinnerung gerötet war. Dann sind er auf und goß für Bond und sich je einen Whisky-Soda ein.

»Böse Geschichte«, meinte Bond. »Sicherlich, früher oder später war so was fällig, aber für Masters war's schlimm, daß es so früh passierte. Sie muß ein

hartherziges kleines Luder gewesen sein! Hat sie denn gar keine Reue gezeigt?« Der Gouverneur hatte sich eine neue Zigarre angezündet und blies nun deren glühendes Ende an. »Überhaupt nicht«, sagte er. »Sie unterhielt sich glänzend. Wahrscheinlich wußte sie, daß der Zustand nicht von Dauer sein werde, aber da sie von dieser Art Leben geträumt hatte, hielt sie es durch, solange sie konnte – ganz typisch für diese Art Mentalität. Sie hatte ja alles: die beste Partie der Insel, Liebe am Palmenstrand, ein lustiges Stadtleben, den Golfklub, sausende Auto- und Rennbootfahrten und was sonst noch alles zu dieser billigen Romantik gehört. Und als Rückhalt immer noch jenen Sklaven von Mann, weit genug vom Schuß, und zum Baden, Umkleiden und Schlafen das Haus. Außerdem wußte sie, daß sie Philip Masters jederzeit zurückhaben konnte, er war erbärmlich genug und würde keine Schwierigkeiten machen. Sie selbst konnte sich hinterher bei allen ihren Bekannten entschuldigen, ihren Charme spielen lassen, und alle würden ihr verzeihen. Und wenn nicht – es gab ja genug andere Männer, die noch dazu besser aussahen! Man sah das ja an den Männern im Golfklub. Sie konnte dort jeden haben, den sie wollte. Nein, das Leben war schön, und wenn man's ein bißchen ärger trieb, als gut war – das taten andere Leute auch. Nehmen Sie nur die Hollywoodstars!

Nun, sie wurde bald auf die Probe gestellt. Tattersall war ihrer überdrüssig geworden. Mit Rücksicht auf die Gouverneursgattin setzten seine Eltern ihm hart zu, was für ihn ein willkommener Anlaß war, sich ohne viel Aufhebens aus der Affäre zu ziehen. Überdies war gerade Sommer und die Insel voll hübscher Amerikanerinnen – Zeit zur Abwechslung also. Er gab Rhoda den Laufpaß, indem er ihr ganz schlicht sagte, daß es aus sei. Seine Eltern hätten es verlangt, andernfalls würden sie ihm sein Taschengeld sperren. Das war nur zwei Wochen vor Philip Masters' Rückkehr aus Washington, und ich muß sagen, sie trug es mit bemerkenswerter Fassung! Sie schimpfte nicht – wen hätte sie auch beschimpfen sollen? –, sondern ging einfach zu Lady Burford und sagte ihr, es täte ihr leid, und sie werde von jetzt an Philip Masters eine gute Frau sein. Sie brachte das Haus in Ordnung und bereitete alles für die große Versöhnungsszene vor. Denn daß sie sich versöhnen mußte, das erkannte sie an der Haltung ihrer früheren Verehrer aus dem Mid-Ocean: plötzlich war sie dort zum schwarzen Schaf geworden. Sie wissen ja, so etwas kann sogar in der leichtlebigen Atmosphäre eines Country-Clubs in den Tropen passieren! Seit nicht nur die Regierungsbeamten Rhoda ablehnten, sondern auch die Kaufleute in Hamilton, galt sie nur mehr als Talmiware, benützt und abgelegt. Sie versuchte zwar, weiterzufirteln wie bisher, aber das wirkte nicht mehr. Ein-, zweimal noch wurde sie heftig vor den Kopf gestoßen, dann gab sie's endgültig auf. Nun galt es für sie, ihre sichere Basis zurückzugewinnen, um sich von dort aus langsam wieder hochzuarbeiten. Sie blieb also daheim, klemmte sich dahinter und probte immer wieder die Szene, die zu spielen sie vorhatte – mit Tränen, Fürsorglichkeit, langatmig-aufrichtigen

Entschuldigungen und Erklärungen – und einem Doppelbett.«

»Und dann kam Philip Masters heim?«

Der Gouverneur sah Bond nachdenklich an. »Sie sind nicht verheiratet«, sagte er. »Aber ich glaube, darauf kommt es dabei gar nicht an – es ist zwischen Mann und Frau immer das gleiche. Solange eine menschliche Basis da ist, halten sie durch. Sobald aber auch das letzte Mitgefühl erloschen ist, sobald es den einen nicht mehr kümmert, ob der andere vor die Hunde geht oder nicht, ist nichts mehr zu machen. Diese äußerste Mißachtung des Ichs, des Lebenswillens, die kann nicht mehr verziehen werden! Ich habe das bei vielen Ehen beobachtet. Ich habe erlebt, wie flagrante Fälle von Untreue beigelegt, ja, wie sogar Verbrechen und Mord verziehen wurden. Man kann mit allem fertig werden: auch mit unheilbarer Krankheit, mit Erblindung, mit Unglück jeder Art. Nicht aber mit dem Erlöschen der primitivsten Menschlichkeit im Partner. Ich habe für diesen fundamentalen Faktor aller menschlichen Beziehungen einen Namen gefunden: ich nenne ihn das ›Minimum an Trost‹.

»Das ist ein guter Name dafür«, sagte Bond. »Und ich weiß auch, was Sie damit meinen: Minimum an Trost – das, was gerade noch tröstet. Ja, wahrscheinlich beruht sämtliche Liebe und Freundschaft letztlich darauf. Der Mensch ist seiner selbst ohnehin so wenig sicher – aber wenn er spürt, daß ihm der andere auch noch an den letzten Lebensnerv will, so ist das das Ende. Das Trostminimum ist auf Null reduziert. Von diesem Punkt an muß ein jeder selbst sehen, wie er heil aus der Sache herauskommt. Hat Masters das erkannt?«

Der Gouverneur ließ die Frage offen. »Rhoda Masters hätte es spüren müssen, als ihr Mann die Wohnung betrat. Es war nicht so sehr sein Äußeres, obwohl der Schnurrbart fort war und Masters sein Haar wieder ebenso ungepflegt trug wie vor der Heirat. Es war in den Augen, um den Mund, in der Kinnhaltung. Rhoda Masters hatte ihr unauffälligstes Kleid angezogen, ihr Make-up reduziert und sich so gesetzt, daß das einfallende Tageslicht ihr Gesicht im Halbschatten ließ und nur auf das aufgeschlagene Buch in ihrem Schoß fiel. Sie wollte, sobald er durch die Tür kam, aufschauen und ergeben auf sein erstes Wort warten. Dann erst wollte sie aufstehen, ruhig zu ihm hintreten und gesenkten Hauptes vor ihm stehenbleiben, um ihm unter Tränen alles zu gestehen. Danach würde er sie in die Arme schließen, und sie würde versprechen, versprechen, versprechen. Sie hatte sich diese Szene oft genug ausgemalt.

Jetzt blickte sie von ihrem Buch auf. Ruhig stellte Masters seinen Koffer ab. Ruhig ging er zum Kamin, blieb davor stehen und sah ausdruckslos auf sie nieder, kalt, unpersönlich, interesselos. Er zog ein Blatt hervor und sagte geschäftsmäßig:

»Hier ist der Plan des Hauses. Ich habe es in zwei Teile geteilt. Die Küche und dein Schlafzimmer sind für dich, dieser Raum und das zweite Schlafzimmer für

mich. Das Badezimmer kannst du benutzen, sobald es frei ist.« Er beugte sich vor und ließ das Papier auf ihr geöffnetes Buch fallen. »Wenn kein Besuch da ist, hast du meine Räume nicht zu betreten.« Rhoda Masters wollte etwas erwidern, aber er hob nur die Hand. »Ich spreche jetzt zum letztenmal privat mit dir. Antworten werde ich nicht mehr. Was du mir sagen willst, kannst du auf einem Zettel im Badezimmer lassen. Meine Mahlzeiten haben rechtzeitig auf dem Eßzimmertisch zu stehen. Du kannst essen, sobald ich fertig bin. Du erhältst mit jedem Monatsersten durch meine Anwälte zwanzig Pfund Wirtschaftsgeld. Die Scheidung ist eingeleitet, und du wirst sie nicht anfechten, kannst es gar nicht. Ich habe deinen Lebenswandel überwachen lassen und genug Beweise gegen dich. Die Scheidung wird ausgesprochen, sobald meine Dienstzeit hier abgelaufen ist, also in einem Jahr. Inzwischen benehmen wir uns in der Öffentlichkeit wie normale Eheleute.«

Masters schob die Hände in die Taschen und blickte höflich auf seine Frau nieder. Jetzt waren ihre Tränen echt. Sie sah ganz verschüchtert aus, als wäre sie soeben geschlagen worden. Aber Masters blieb unerschütterlich: »Hast du noch eine Frage? Wenn nicht, dann packst du jetzt besser deine Sachen zusammen und übersiedelst in die Küche.« Er sah auf die Uhr. »Ich wünsche das Nachtessen jeden Abend um acht. Es ist jetzt sieben Uhr dreißig.«

Wieder machte der Gouverneur eine Pause und sprach seinem Whisky zu. Dann fuhr er fort: »Das alles habe ich mir aus dem wenigen zusammengereimt, was Masters mir erzählt hat, und aus den detaillierteren Einzelheiten, die Rhoda Lady Burford mitteilte. Rhoda muß alles versucht haben, ihren Mann umzustimmen – Argumente, Bitten, hysterische Anfälle. Aber er blieb ungerührt. Es war an ihn nicht mehr heranzukommen. Ebenso gut hätte ein Fremder seinen Platz einnehmen können. So mußte sie schließlich nachgeben. Geld hatte sie keines – auch nicht das Reisegeld, um nach England zurückzufahren, und für Schlafen und Essen mußte sie tun, was er befohlen hatte. Ein ganzes Jahr lang lebten sie so, höflich zueinander vor den Leuten, aber schweigend und abgesondert, sobald sie allein waren. Wir staunten damals natürlich alle über die Veränderung, denn keiner von den beiden ließ etwas von der Wahrheit verlauten – sie hätten sich ihrer geschämt. Masters schien uns lediglich etwas zurückgezogener als früher, aber er leistete hervorragende Arbeit, und so war jedermann erleichtert und überzeugt, daß diese Ehe wie durch ein Wunder gerettet worden sei. Alles schien vergeben und vergessen.

Nun, das Jahr ging dahin, und für Masters wurde es Zeit, an seine Versetzung zu denken. Er ließ verlauten, daß Rhoda noch dableiben werde, um den Haushalt aufzulösen. Die beiden brachten die üblichen Abschiedsparries hinter sich, und es überraschte uns nur, daß Rhoda beim Abschied nicht mit zum Schiff gekommen war. Erst zwei Wochen später sickerte aus England die Naxhricht von dem

Scheidungsprozeß durch. Rhoda hatte danach im Regierungsgebäude eine lange Unterredung mit Lady Burford, und mit der Zeit kam die ganze Geschichte heraus, einschließlich ihres schrecklichen nächsten Kapitels.«

Der Gouverneur trank den Whisky aus und stellte sein Glas vorsichtig auf den Tisch. »Am Tag vor seiner Abreise hatte Masters offenbar eine Botschaft seiner Frau im Badezimmer vorgefunden. Sie müsse ihn unbedingt ein letztes Mal sprechen. Nun, solche Nachrichten hatte es schon öfter gegeben, und Masters hatte sie jedesmal zerrissen und die Papierfetzen auf dem Waschbeckenbord liegengelassen. Diesmal aber bestellte er sie für sechs Uhr abends ins Wohnzimmer. Rhoda Masters erschien pünktlich. Sie war ganz Demut und Reue, denn sie hatte es längst aufgegeben, Szenen zu machen oder an sein Mitleid zu appellieren. Sie stand still da und sagte, daß ihr nur zehn Pfund vom Haushaltgeld geblieben seien, und daß sie praktisch mittellos dastehe. ›Du hast den Schmuck und den Pelz.«

›Dafür bekomm ich, wenn es gut geht, fünfzig Pfund«, erwiderte sie.

›So wirst du eben arbeiten müssen.«

›Es wird aber einige Zeit dauern, bis ich etwas finde. Ich muß auch irgendwo wohnen, das Haus muß ja binnen zwei Wochen geräumt sein. Willst du mir denn gar nichts dalassen? Soll ich verhungern?«

Masters sah sie nüchtern an: ›Du bist hübsch, du wirst nicht verhungern.«

›Philip, du *mußt* mir helfen! Du *mußt*! Es wird deiner Karriere schaden, wenn ich ins Regierungsgebäude betteln gehen muß.« Sie hatten das Haus möbliert gemietet, und außer ein paar Kleinigkeiten gehörte ihnen nichts darin. Der Besitzer hatte das Inventar schon seit einer Woche übernommen. Nur noch der Morris und ein Musikschrank waren geblieben. Den Schrank hatte Masters noch vor der Golfzeit gekauft, um seiner Frau einige Zerstreuung zu schaffen.

Philip Masters blickte sie ein letztes Mal an. ›Na, gut«, sagte er, ›du kannst den Wagen und den Musikschrank haben. Im übrigen muß ich jetzt packen. Adieu.« Damit ging er hinauf in sein Zimmer.«

Der Gouverneur sah zu Bond hinüber. »Eine letzte, versöhnliche Geste, sollte man meinen!« Er lächelte grimmig. »Als Masters fort war, nahm Rhoda ihren Verlobungsring, ihre paar Schmucksachen und den Fuchspelz, stieg damit in den Wagen und fuhr nach Hamilton hinein. Bei diversen Pfandleihen brachte sie schließlich vierzig Pfund für den Schmuck und sieben für den Pelz zusammen. Dann fuhr sie zur Autofirma und verlangte den Direktor. Der staunte nicht schlecht, als sie ihn fragte, wieviel er ihr für den Morris geben wolle. »Aber, Madam, Mr. Masters hat doch einen Miet-Kaufvertrag und ist mit seinen Zahlungen stark im Rückstand! Hat er Ihnen nichts von dem Mahnschreiben gesagt, das wir ihm letzte Woche durch den Anwalt haben schicken lassen? Er hat uns daraufhin beschieden, Sie selbst würden kommen und die Sache in Ordnung

bringen. Gestatten Sie« – er griff nach seinem Ordner und blätterte ihn durch – »ja, er schuldet uns noch genau zweihundert Pfund!«

Natürlich brach Rhoda Masters jetzt in Tränen aus und hatte alle Mühe, den Direktor zu überreden, daß er den Wagen zurücknahm, obwohl er keine zweihundert Pfund mehr wert war. Sie mußte ihn aber gleich dalassen, samt Benzin und allem. Rhoda konnte nur ja sagen und mußte noch froh sein, daß die Firma sie nicht verklagte. Als sie aus der Garage trat und die heiße Straße hinunterging, ahnte sie bereits, was ihr beim Radiohändler bevorstand. Sie sollte recht behalten. Auch hier war es die gleiche Prozedur, nur mußte sie diesmal noch zehn Pfund zulegen, damit der Mann den Schrank überhaupt zurücknahm. Jemand fuhr sie dann zu ihrem Bungalow, und sie warf sich aufs Bett und weinte den ganzen restlichen Tag. Philip Masters hatte ihr noch zwei Tritte versetzt, als sie schon am Boden lag!«

Nach einer Pause meinte der Gouverneur: »Ein ungewöhnlicher Fall, tatsächlich. Wenn man bedenkt, ein Mann wie Masters, freundlich, sensibel, der keiner Fliege ein Haar krümmen konnte – und hier vollbrachte er eine der ausgeklügeltsten Grausamkeiten, deren ich mich bei meiner gewiß nicht kleinen Erfahrung entsinnen kann! Es war mein Gesetz, das hier funktionierte.« Der Gouverneur lächelte dünn. »Sie hätte *alles* tun dürfen – nur nicht jenes Minimum an Trost zerstören. So aber hatte sie eine unmenschliche Grausamkeit in ihm geweckt, eine Grausamkeit, wie sie vielleicht in uns allen schläft. Masters wollte dieser Frau so viel Leid antun, als er sich nur ausdenken konnte. Und der Trick mit dem Auto und dem Musikschrank war denn auch ein ganz brilliant böses Stück Grausamkeit, eine Art Zeitbombe, die sie an seinen Haß erinnern sollte, wenn er längst über alle Berge war.«

»Das muß sie ganz schön hergenommen haben«, meinte Bond. »Man möchte es nicht für möglich halten, zu welchen Dingen die Menschen imstande sind! Beinah könnte einem die Kleine leid tun. Was ist denn aus ihr geworden – und aus ihm?«

Der Gouverneur erhob sich und sah auf die Uhr. »Mein Gott, fast schon Mitternacht! Und ich habe meine Leute bis jetzt aufbehalten – die könnten längst zu Bett sein« – er lächelte »und Sie auch!« Er trat zum Kamin und läutete. Ein Negerbutler erschien. Der Gouverneur entschuldigte sich wegen seines Versehens und trug ihm auf, alles abzuschließen und das Licht auszumachen. Auch Bond hatte sich erhoben. Der Gouverneur wandte sich ihm zu. »Kommen Sie, ich erzähle Ihnen den Rest beim Hinuntergehen. Ich begleite Sie wegen der Wache.«

Langsam schritten sie durch die langen Räume und über die breite Treppe hinunter in den Garten. Die Nacht war schön. Unter dem Mond jagten hoch am Himmel die Wolken dahin. Der Gouverneur erzählte weiter: »Masters kam im

Dienst zwar voran, aber irgendwie stand seine Karriere nicht mehr im Einklang mit seinem guten Start. Seit der Bermuda-Geschichte schien etwas in ihm erstorben zu sein. Er war innerlich zum Krüppel geschlagen. Das war natürlich Rhodas Schuld, aber ich glaube, er wurde auch nicht mehr los, was er ihr angetan hatte.

Er war weiterhin tüchtig in seiner Arbeit, aber er hatte sein menschliches Empfinden verloren und brannte allmählich aus. Selbstverständlich heiratete er nicht wieder, und als er endlich pensioniert wurde, ging er nach Nigeria zurück, dorthin, wo einst die Menschen wahrhaft freundlich zu ihm gewesen waren. Wirklich ziemlich tragisch, wenn ich dran denke, wie Masters in unserer Jugend war.«

»Und das Mädchen?«

»Oh, der ging's eine Zeitlang ziemlich dreckig. Wir sammelten für sie. Später hatte sie verschiedene Posten, die man ihr aus Mitleid zuschanzte. Auch als Flughostess wollte sie wieder ankommen, aber diesen Weg hatte sie sich mit ihrem Vertragsbruch versperrt. Auch gab es damals noch nicht so viele Fluglinien wie heute. Als die Burfords noch im selben Jahr nach Jamaika versetzt wurden, verlor sie ihre letzte Stütze, denn Lady Burford empfand noch immer eine Schwäche für sie. Nun stand Rhoda Masters nahezu mittellos da. Weil sie noch immer gut aussah, ließ sie sich der Reihe nach von einer Anzahl Männer aushalten, aber in einer kleinen Stadt wie Nassau sind auch diese Möglichkeiten bald erschöpft. So war sie drauf und dran, auf die Straße zu gehen und Ärger mit der Polizei zu bekommen, als nochmals die Vorsehung eingriff: es kam ein Brief von Lady Burford, worin diese schrieb, sie habe Rhoda einen Posten als Empfangsdame im Blue Hills Hotel vermitteln können, einem der ersten Hotels in Kingston. Das Fahrgeld lag bei. So fuhr Rhoda nach Jamaika, und ich glaube, daß man auf Bermuda wirklich erleichtert darüber war. Ich selbst war ja damals schon nach Rhodesien versetzt.«

Der Gouverneur und Bond hatten die breite Garteneinfahrt erreicht. Draußen schimmerte das für Nassau so typische Gewirr aus engen Straßen und hübschen, schindelgedeckten Häusern mit Giebeln und Baikonen. Der Wachtposten präsentierte, der Gouverneur hob die Hand. Dann sprach er weiter: »Damit ist die Geschichte eigentlich zu Ende, es kommt nur noch eine letzte Schicksalswendung. Eines Tages stieg ein kanadischer Millionär im Blue Hills ab, um für den Winter zu bleiben. Der nahm Rhoda Masters mit nach Kanada. Dort heirateten sie, und seither sitzt sie in der Wolle.«

»Das nenn ich aber Glück! Verdient hat sie's ja kaum.«

»Wahrscheinlich nicht, aber wer will das entscheiden! Das Leben ist eine verzwickte Sache – und vielleicht waren die Hauptschuldigen an der ganzen Angelegenheit seine Eltern. Sie hatten Masters einfach zu einem

lebensuntauglichen Menschen erzogen. Aber wie gesagt, es ist nicht leicht, das zu beurteilen. Jedenfalls hat Rhoda den Kanadier sehr glücklich gemacht – zumindest sahen die beiden heute abend recht glücklich aus.« Bond mußte lachen. Plötzlich schien ihm die turbulente Dramatik seines eigenen Lebens hohl. Was war denn schon diese Castrogeschichte mit den zwei ausgebrannten Schiffen! War sie mehr als der Stoff für den Abenteuerstrip irgendeiner billigen Zeitung? Aber eine zufällige Bemerkung nach einer banalen Abendgesellschaft hatte plötzlich ein wirkliches Drama vor ihm aufgerollt, ein Drama der großen *Comédie Humaine*, wo die Leidenschaften der Menschen ein wirklicheres Spiel spielen als in allen Geheimdienstverschwörungen der Welt.

Bond trat vor den Gouverneur hin und bot ihm die Hand. »Vielen Dank für Ihre Geschichte«, sagte er. »Ich habe Ihnen etwas abzubitten! Zuerst fand ich Mrs. Harvey Miller nur langweilig, aber dank Ihrer Erzählung werd ich sie nicht mehr vergessen. Ich muß mir künftig die Leute wirklich genauer ansehen – das hab ich heute abend gelernt.«

Sie schüttelten einander die Hand. Der Gouverneur lächelte. »Freut mich, daß die Geschichte Sie interessiert hat! Ich war schon in Sorge, Sie zu langweilen – wo Sie doch ein so aufregendes Leben führen! Und um die Wahrheit zu sagen: ich wußte wirklich nicht mehr, worüber wir nach dem Nachtessen hätten sprechen sollen. Das Leben im Kolonialdienst ist ziemlich eintönig.«

Sie sagten einander gute Nacht, und Bond ging die stillen Straßen hinunter zum British Colonial Hotel am Hafen. Er dachte an die Konferenz, die er kommenden Morgen mit der Küstenwache und dem FBI in Miami haben würde, und was ihn noch diesen Nachmittag daran interessiert hatte, schien ihm nun unwesentlich und langweilig.

Riskante Geschäfte

»Viel Risiko in diesem Geschäft!«

Leise kamen die Worte unter dem buschigen, braunen Schnurrbart hervor. Ein stechender Blick aus schwarzen Augen glitt über Bonds Gesicht zu dessen Händen hinunter, welche eben ein Streichholz aus dem Briefchen rissen, das den Aufdruck »*Albergo Colomba d'Oro*« trug.

James Bond fühlte das Prüfende dieses Blicks. Das ging schon so, seitdem er vor zwei Stunden den Mann zur Besprechung in der Exzelsiorbar getroffen hatte. Bond sollte dort nach einem Mann mit dickem Schnurrbart Ausschau halten, der allein vor einem Alexandra sitzen würde. Dieses Erkennungszeichen war weit mehr nach Bonds Geschmack gewesen als eine gefaltete Zeitung, eine Blume im Knopfloch, ein Paar gelber Handschuhe oder dergleichen abgebrauchtes Zeug aus dem verstaubten Agentenrepertoire. Vor allem auch deshalb, weil es nicht so ohne weiteres in direkte Verbindung mit dem Betreffenden gebracht werden konnte. Und Kristatos – das war sein Name – hatte das gleich zu einem kleinen Test benützt: als Bond die Bar betreten und sich umgesehen hatte, waren etwa zwanzig Gäste anwesend, aber keiner von ihnen mit Schnurrbart. Aber am anderen Ende des Raumes hatte auf einem Ecktisch neben einer Schale Oliven ein hochstieliges Glas Creme und Wodka gestanden. Bond war direkt auf den betreffenden Tisch zugegangen und hatte daran Platz genommen.

Der Kellner kam. »Guten Abend, Sir. Signor Kristatos telefoniert nur eben.«

Bond nickte. »Einen Negroni. Mit Gordon's, bitte.«

Der Kellner ging zur Bar. »Negroni. Uno. Gordon's.«

»Bitte vielmals um Entschuldigung!« Die große, haarige Hand ergriff den kleinen Stuhl, als wäre er gewichtslos, und schob ihn unter den massigen Körper. »Aber ich hatte noch mit Alfredo zu sprechen.«

Kein Händeschütteln. Sie waren alte Bekannte, möglicherweise sogar aus der gleichen Branche. Import-Export oder so ähnlich. Der jüngere sah aus wie ein Amerikaner, oder nein, wie ein Engländer, bei diesem Anzug!

Bond war schlagfertig: »Wie geht's seinem kleinen Jungen?«

Signor Kristatos' schwarze Augen verengten sich: »Ach, immer dasselbe! Was kann man da schon erwarten?« Er breitete die Hände. Also doch! dachte er. Der Mann war tatsächlich vom Fach.

»Schrecklich, diese Polio!«

Der Negroni wurde gebracht. Die beiden Männer lehnten sich bequem zurück, jeder zufrieden, mit einem Mann der gleichen Branche zu tun zu haben. Das

war selten. Gemeinsame Aufgaben trugen oft schon zu Beginn den Keim der Hoffnungslosigkeit in sich, und Zusammenkünfte wie diese rochen – zumindest nach Bonds, Meinung – zumeist recht brenzlich, so, als wäre sein Deckmantel schon im Begriff, irgendwo anzubrennen. Und pünktlich begann er dann jeweils auch zu brennen, womit das Spiel zu Ende war und nur noch übrigblieb, zu verschwinden oder sich von irgend jemandem umlegen zu lassen. Aber diesmal war es anders: das Zusammentreffen hatte sich gut angelassen.

Während des ganzen weiteren Abends im Restaurant *Colomba d'Oro*, nahe der Piazza di Spagna, belustigte es Bond, immer noch examiniert zu werden. Kristatos ließ nicht ab, ihn zu beobachten und seine Vertrauenswürdigkeit zu erwägen. Die Bemerkung über das Geschäftsrisiko war bis jetzt das einzige, womit Kristatos auf ein gemeinsames Geschäft angespielt hatte. Das ermutigte Bond, denn er hatte zunächst nicht recht an Kristatos' Qualitäten glauben wollen. Nun aber stellte sich heraus, daß M doch richtig vermutet hatte: Kristatos wußte etwas Wichtiges! Bond ließ den Streichholzrest in den Aschenbecher fallen und sagte leise: »Ich habe einmal gelernt, daß jedes Geschäft, das nach neun Uhr abends abgeschlossen wird oder mehr als zehn Prozent abwirft, gefährlich ist. Das unsere kann bis zu tausend Prozent einbringen und wird fast ausschließlich nachts getätigt. Also ist es wohl doppelt riskant.« Bond dämpfte die Stimme noch mehr. »Die Mittel sind verfügbar. Dollar, Schweizer Franken, venezolanische Bolivars – ganz nach Wunsch.«

»Das freut mich. Ich habe ohnehin schon zuviel Lire.« Signor Kristatos nahm die Menükarte zur Hand. »Essen wir was. Wichtige Geschäfte soll man nicht mit leerem Magen abschließen.«

Die Woche vorher hatte M nach Bond geschickt. Er war schlechter Laune gewesen. »Haben Sie gerade was zu tun, 007?«

»Nur Papierkrieg, Sir.«

»Was soll das heißen: ›Nur Papierkrieg?‹« M wies mit der Pfeife auf seinen vollen Einlaufkorb. »Wer hat den nicht?«

»Ich meinte, keine aktive Tätigkeit, Sir.«

»Na, also, warum nicht gleich!« M nahm ein Bündel dunkelroter Umschläge und schob sie Bond so brüsk zu, daß dieser sie auffangen mußte. »Da haben Sie Ihren Papierkrieg! Das meiste ist von Scotland Yard – vom Rauschgiftdezernat. Und ganze Stöße vom Innen- und Gesundheitsministerium, und dazu noch ein paar dicke Berichte von der Internationalen Opiumkontrolle in Genf. Nehmen Sie's mit, und lesen Sie alles. Sie werden den ganzen Tag bis in die Nacht hinein brauchen. Morgen fliegen Sie nach Rom und sehen sich die Herrschaften mal näher an. Klar?«

Bond bejahte. Nun kannte er den Grund von M's schlechter Laune. Nichts konnte ihn mehr in Rage bringen als der Zwang, seinen Stab der eigentlichen Bestimmung zu entziehen, die nun einmal Spionage, wenn nötig Sabotage und subversive Aktion war. Alles andere war in M's Augen Mißbrauch des Geheimdienstes und seiner Geheimfonds, die – weiß Gott! – mager genug waren.

»Noch irgendwelche Fragen?« M hatte das Kinn weit vorgeschoben, was bedeutete, daß Bond sich samt seinen Mappen aus dem Büro scheren solle, um M für Wichtigeres Zeit zu lassen.

Bond wußte, daß das zum Teil nur Theater war. In gewisser Weise hatte M einen Vogel. Daß das in der Abteilung allgemein bekannt war, wußte M selbst am besten, aber er gab ihn darum nicht auf. Dieser Vogel konnte größere oder kleinere Dimensionen annehmen, je nachdem, ob es sich um offensichtlichen Mißbrauch des Geheimdienstes handelte oder nur um M's Abneigung gegen Männer mit Bart, die er um nichts in der Welt in seine Abteilung aufgenommen hätte. Aber wie gesagt: M war sich seiner fixen Idee bewußt und nahm sie durchaus nicht ernst, was er – nach Bonds Meinung – mit Churchill und Montgomery gemeinsam hatte. Wurde sein Bluff durchschaut, so machte ihm das nichts aus, um so weniger, als er Bond keinesfalls ohne die entsprechenden Anweisungen losgeschickt hätte.

Da Bond dies alles wußte, sagte er sanft: »Zwei Dinge, Sir. Warum sollen ausgerechnet wir das machen, und was weiß Station I über die betreffenden Leute?«

M sah Bond verdrossen an, drehte dann seinen Stuhl nach dem Fenster und betrachtete die dahinjagenden Oktoberwolken. Nachdem er seine Pfeife durchgeblasen und solcherart etwas Oberdruck abgelassen hatte, legte er sie auf den Tisch. Dann begann er geduldig und ganz normal zu sprechen. »Sie wissen ja, 007, daß ich mit dieser Rauschgiftaffäre lieber nichts zu tun hätte. Ich mußte Sie in diesem Jahr ohnehin schon einmal für zwei Wochen freistellen, damit Sie diesen Pflanze in Mexiko erledigen konnten – und dabei wären fast Sie selbst erledigt worden! Ich habe das damals nur der Spezialabteilung zuliebe gemacht. Als sie jetzt wieder nach Ihnen verlangt haben, um diese italienische Bande dingfest zu machen, hab ich abgelehnt. Aber Ronnie Vallance ist hinter meinem Rücken zum Innen- und zum Gesundheitsminister gegangen, und die beiden Minister haben dann mir zugesetzt. Als ich fest blieb und sagte, Sie seien hier unabkömmlich, wandten sie sich an den Premier.«

M machte eine Pause. »So ist das eben. Der Premier argumentierte übrigens sehr überzeugend. Er meinte, daß das Heroin, wenn es in solchen Mengen hereinkommt, ein Mittel psychologischer Kriegführung darstellt, weil es die Kraft des Landes untergräbt. Es sollte ihn gar nicht wundern, sagte er, wenn hinter diesem Schmuggel nicht bloß Geldgier, sondern Subversion steckt.« M lächelte verärgert. »Ich nehme an, daß dieses Argument von Ronnie Vallance stammt.

Offenbar kommen seine Rauschgiftleute mit dem Heroinschmuggel nicht mehr zurecht. Sie wollen nämlich verhindern, daß er auch noch die Teenager erfaßt. Die Tanz- und Vergnügungslokale stecken ohnehin schon voller Schleichhändler. Nun hat Vallances Geisterbrigade die Spur bis zu einem der Mittelsmänner verfolgt, und es steht außer Zweifel, daß der Nachschub aus Italien kommt, mit den italienischen Touristenautobussen. Aber trotz Zusammenarbeit mit italienischer Polizei und Interpol ist Vallance nicht weitergekommen. Der innere Verteilerring hat zuviel Angst – oder wird zu gut bezahlt.«

»Vielleicht ist Protektion mit im Spiel, Sir?« unterbrach Bond. »Ich erinnere nur an diese Montesi-Affäre.«

M zuckte die Achseln. »Mag sein, mag sein! Sie werden eben auch *darauf* zu achten haben. Aber ich glaube, im Fall Montesi wurde ziemlich radikal aufgeräumt. Jedenfalls, nach der Auftragserteilung durch den Premier hab ich mich mit Washington in Verbindung gesetzt. CIA war sehr entgegenkommend. Sie wissen ja, das Rauschgiftdezernat hat seit dem Krieg eine ständige Abteilung in Italien, die aber nicht mit CIA in Verbindung steht, sondern ausgerechnet mit dem amerikanischen Schatzamt! Das hat nämlich einen sogenannten Geheimdienst, der sich mit Rauschgiftschmuggel und Banknotenfälschung befaßt. Idiotisch! Ich frage mich, was sie beim FBI darüber denken! Jedenfalls« – langsam drehte M seinen Stuhl wieder herum, verschränkte die Finger im Nacken und lehnte sich zurück, wobei er Bond über den Tisch hinweg ansah – »ist die Sache die, daß CIA Rom mit dieser kleinen Rauschgiftabteilung ziemlich eng zusammenarbeitet. Das muß sie, schon um Überschneidungen zu vermeiden. Und CIA – eigentlich Allan Dulles in Person – gab mir den Namen des ersten Vertrauensmannes jener römischen Abteilung. Offenbar ist er ein Doppelagent, der zur Deckung selber ein wenig schmuggelt. Kristatos heißt er. Dulles sagte, er müsse seine Leute zwar heraushalten, das Schatzamt wäre gar nicht begeistert, wenn CIA Rom enger mit uns zusammenarbeitete, aber auf meinen Wunsch werde er Kristatos sagen lassen, einer unserer besten Leute wolle mit ihm in Verbindung treten. Und gestern hat man mich davon verständigt, daß die Verabredung für übermorgen getroffen sei.« M wies auf den Stoß Mappen vor Bond. »Alles Nähere finden Sie da drin.«

Eine Zeitlang herrschte Stille. Ungute Sache, dachte Bond, vielleicht gefährlich, bestimmt aber dreckig. Er stand auf und griff nach den Mappen. »In Ordnung, Sir. Sieht mir nach Geld aus. Wieviel zahlen wir, damit der Handel aufhört?«

M ließ seinen Stuhl nach vorn kippen und stützte sich mit den flachen Händen auf den Schreibtisch. Heiser sagte er »Hunderttausend Pfund in beliebiger Währung – das ist das Angebot des Premier. Aber ich will Sie keiner unnötigen Gefahr aussetzen, um so weniger, als Sie für andere die Kastanien aus dem Feuer holen! Legen Sie also noch hunderttausend zu, falls Schwierigkeiten auftreten. Der

Rauschgifthandel ist der größte und geschlossenste aller Verbrecherringe.« Damit ergriff M den Einlaufkorb und entnahm ihm ein Bündel Funksprüche. Ohne noch einmal aufzublicken, sagte er: »Und nehmen Sie sich in acht!«

Signor Kristatos langte nach der Menükarte. »Mr. Bond«, sagte er, »ich will nicht lange auf den Busch klopfen. Wieviel also?«

»Fünzigtausend Pfund bei hundertprozentigem Erfolg.« Kristatos sagte gleichgültig. »Ja – das ist viel Geld. Ich nehme Melone mit rohem Schinken und Schokoladeeis. Abends esse ich nie viel. Den Chianti hier kann ich Ihnen empfehlen, er kommt aus den eigenen Kellereien.«

Der Kellner kam, und es gab ein überaus italienisches Palaver. Bond bestellte *tagliatelle verde* mit Genueser Sauce, die Kristatos als unwahrscheinliches Gemisch aus Knoblauch, Basilikum und Tannenzapfen bezeichnete.

Nachdem der Kellner fort war, kaute Kristatos schweigend an einem Zahnstocher. Seine Miene wurde zusehends verdrossener. Unruhig überflog sein stechender Blick das Lokal. Offensichtlich überlegte er, ob er jemanden preisgeben solle oder nicht. Ermunternd sagte Bond: »Unter Umständen könnte es auch mehr sein.«

Kristatos schien sich schlüssig zu werden. »So?« sagte er, schob seinen Stuhl zurück und stand auf. »Sie entschuldigen mich. Ich muß nur rasch zur Toilette.«

Bond verspürte plötzlich Hunger und Durst. Er goß sich ein großes Glas Chianti ein, trank es halb aus, brach ein Brötchen entzwei und begann zu essen, wobei er jeden Bissen dick mit gelber Butter bestrich. Dabei fragte er sich, weshalb Weißbrot mit Butter nur in Frankreich so wunderbar schmecke. An anderes dachte er nicht. Er brauchte jetzt ja nur zu warten, und zu Kristatos hatte er Vertrauen gefaßt. Das war ein solider Kerl, dem auch die Amerikaner trauten. Wahrscheinlich führte er jetzt ein entscheidendes Telefongespräch. Voll guten Muts beobachtete Bond durchs Fenster die Vorübergehenden. Soeben radelte ein Parteiblattkolporteur vorbei. Vom Korb über der Lenkstange flatterte eine weiße Fahne mit roten Lettern: PROGRESSO – SI! – AVVENTURI? – NO! Bond mußte lächeln. Eine gute Devise – auch für seinen Auftrag!

Am anderen Ende des einfachen Raumes, an dem Tisch neben der Kasse, sagte die mollige Blondine mit dem ausdrucksvollen Mund zu dem jovialen Herrn, dem die Spaghetti aus dem Mund hingen: »Sein Lächeln hat was Grausames, aber er sieht gut aus. Das tun Spione meistens nicht. Bist du wirklich sicher, daß er einer ist?«

Der Mann ließ die durchbissenen Spaghetti auf den Teller zurückfallen, wischte sich den Mund an der tomatenfleckigen Serviette, rülpste vernehmlich

und sagte: »Santos irrt sich da nie, er hat eine Nase für Spione. Deshalb laß ich Kristatos ständig durch ihn beschatten. Und wer sonst als ein Spion würde sich einen Abend lang mit diesem Schwein zusammensetzen? Aber wir können uns ja überzeugen!« Der Mann zog einen dieser billigen, blecherne Schnappfrösche hervor und ließ ihn klicken. Der Ober am Ende des Raumes fuhr herum: »*Si, Padrone?*«

Der Mann winkte ihn heran und flüsterte ihm einen Auftrag ins Ohr. Der Ober nickte kurz und verschwand hinter der Tür neben der Küche, die die Aufschrift *UFFICIO* trug. Zug um Zug kam nun ein bis ins kleinste durchgeprobtes Verfahren in Gang, dessen Details der spaghettikauende Mann neben der Kasse so kritisch beobachtete, als wäre das Ganze eine Schachpartie.

Der Ober kam aus dem *ufficio*, eilte durch das Lokal und rief dem zweiten Kellner zu: »Einen Extratisch für vier Personen, rasch!« Der Kellner nickte. Er folgte dem Ober zu einem freien Platz neben Bonds Tisch, schnalzte mit den Fingern nach Beistand, nahm von zweien der Nachbartische je einen Stuhl und wählte als dritten mit einer stummen Verbeugung den freien Stuhl an Bonds Tisch. Den vierten Stuhl brachte der Ober selbst aus der Richtung des *ufficio* herbei. Ein Tisch wurde in die Mitte gestellt und mit vier Gedecken versehen. Plötzlich runzelte der Ober die Stirn: »Aber das ist ja ein Vierertisch! Ich habe doch drei gesagt – für *drei* Herren!« Er packte den Stuhl, den er selbst gebracht hatte und stellte ihn an Bonds Tisch.

Dann entließ er die Helfer mit einem Wink, und alle begaben sich wieder an ihre Arbeit.

Das alles hatte kaum eine Minute gedauert. Gleich darauf betraten drei harmlos aussehende Italiener das Restaurant. Der Ober begrüßte sie persönlich und führte sie an den vorbereiteten Tisch, womit die erste Phase des Vorgangs beendet war. Bond hatte kaum darauf geachtet. Soeben trat Kristatos wieder an seinen Tisch, die Speisen wurden aufgetragen, und beide begannen sich auf das Essen zu konzentrieren.

Während des Essens sprachen sie über Nichtigkeiten – über die italienischen Wahlaussichten, über den neuen Alfa Romeo, über italienische Schuhe im Vergleich zu den englischen. Kristatos war ein gewandter Plauderer, der sich in allem und jedem auszukennen schien, doch klangen seine Auskünfte unaufdringlich und seriös. Er sprach ein Englisch, das gelegentlich mit fremdsprachigen Brocken untermischt war, was sehr lebendig wirkte und Bond Spaß bereitete. Dieser Kristatos war wirklich mit allen Wassern gewaschen – ein nützlicher Kerl! Bond wunderte sich nicht mehr, daß der amerikanische Geheimdienst mit ihm zusammenarbeitete.

Der Kaffee kam. Kristatos steckte sich eine dünne schwarze Zigarre an und behielt sie beim Sprechen im Mund. Er legte die Hände flach vor sich auf den

Tisch und fixierte das Tischtuch. Leise sagte er: »Ich mache den Handel. Bis jetzt habe ich nur mit den Amerikanern zu tun gehabt, aber was ich Ihnen jetzt sagen werde, hab ich dort noch niemandem gesagt. Dieser Apparat arbeitet nämlich nicht mit Amerika, sondern nur mit England, das ist alles genau abgegrenzt. *Capito?*«

»Natürlich. Jedem sein eigenes Gebiet – das ist in diesem Fach so üblich.«

»Genau. Aber bevor ich Ihnen jetzt meine Tips gebe, einigen wir uns als gute Kaufleute über die Bedingungen. Ja?«

»Natürlich.«

Signor Kristatos konzentrierte sich noch stärker auf das Tischtuch. »Ich verlange zehntausend U.S.-Dollar, in kleinen Scheinen, bis morgen mittag. Sobald Sie den Apparat zerstört haben, bekomme ich weitere zwanzigtausend. Er blickte Bond kurz ins Gesicht. »Ich bin nicht geldgierig – ich überfordere Sie nicht – oder?«

»Der Preis ist angemessen.«

»Bene. Zweite Bedingung. Sie sagen unter keinen Umständen, von wem Sie Ihre Informationen haben. Auch nicht, wenn Sie geschlagen werden.«

»Das ist nur recht und billig.«

»Dritte Bedingung. Der Kopf des Apparats ist ein sehr böser Mensch.« Signor Kristatos blickte auf, nahm die Zigarre aus dem Mund und sagte betont: »Er muß werden *distrutto* – umgebracht.«

Bond lehnte sich zurück und blickte sein Gegenüber an, das sich jetzt wartend über den Tisch lehnte. Also *so* griff das ineinander! Eine Art privater Vendetta! Kristatos brauchte einen Killer, der obendrein noch dafür bezahlen durfte! Nicht schlecht! Das war wirklich ein großartiges Arrangement – mit Hilfe des Geheimdienstes seine privaten Differenzen auszutragen! Leise fragte Bond: »Warum?«

Signor Kristatos meinte gleichgültig: »Wer lang fragt, geht weit irr.«

Bond trank seinen Kaffee. Es war wie bei allen großen Verbrechersyndikaten: man sah stets nur die Spitze des Eisbergs. Aber was brauchte ihn das zu kümmern? Er hatte seinen Auftrag, und kam der Erfolg auch anderen zugute – was konnte das für M schon ausmachen? Also sagte er nur: »Versprechen kann ich das nicht, das müssen Sie verstehen. Aber wenn der Mann mich umbringen will, stirbt er.«

Signor Kristatos nahm einen Zahnstocher und begann seine Fingernägel zu reinigen. Als er mit der einen Hand fertig war, sah er auf. »Ich spiele nicht gern auf unsicher. Diesmal tu ich es nur, weil Sie mich bezahlen, und nicht ich Sie. In Ordnung? Sie bekommen jetzt Ihren Tip – und dann arbeiten Sie allein – solo. Morgen abend fliege ich nach Karatschi, in wichtigen Geschäften. Ich kann Ihnen nur die Informationen geben, dann sind Sie am Leder, und« – er warf den gebrauchten

Zahnstocher auf den Tisch – »che serà, serà.«

»In Ordnung.«

Signor Kristatos rückte seinen Stuhl näher. Er sprach leise, rasch und belegte seine Ausführungen mit Zahlen, Namen und Daten. Es gab kein Zögern und keine Weitschweifigkeiten. Was er zu sagen hatte, war kurz und inhaltsschwer. Im Land lebten zweitausend amerikanische Gangster – Italo-Amerikaner, die verurteilt und aus den Staaten ausgewiesen worden waren. Diesen Leuten ging es schlecht, sie standen auf den schwärzesten aller Polizeilisten, und niemand mochte sie anstellen. Etwa hundert der übelsten hatten ihre Mittel zusammengelegt. Kleinere Gruppen von ihnen waren nach Beirut, Istanbul, Tanger und Macao gegangen – nach den Schmuggelzentren der Welt. Eine größere Gruppe versah den Kurierdienst, und die Hauptmacher hatten über Strohleute eine kleine pharmazeutische Fabrik in Mailand gekauft. Dorthin schmuggelten die Auslandsgruppen das Opium und dessen Derivate. Das geschah auf kleinen Mittelmeerschiffen und mit Hilfe einiger Stewards einer italienischen Charterfluglinie sowie – allwöchentlich – mit dem durchgehenden Waggon des Orientexpress, worin die Polsterung ganzer Abteile von bestochenen Reinigungspersonal in Istanbul »ausgestattet« wurde. Die Mailänder Firma – Pharmacia Colomba SA – fungierte als Rechnungszentrale und gewann aus dem Rohopium das Heroin, welches dann mit Autos verschiedener Marken an die englischen Verteiler gelangte.

Bond unterbrach. »Unsere Zollbeamten sind da aber recht geschickt, ihnen entgeht so leicht kein Wagenversteck. Wie wird das Zeug durchgeschleust?«

»Immer im Ersatzreifen. Da geht Heroin für zwanzigtausend Pfund hinein.«

»Werden sie nie erwischt – beim Hereinbringen nach Mailand oder bei der Übernahme?«

»Oft genug! Aber es sind harte, gewitzte Burschen. Sie reden nie. Werden sie verurteilt, so bekommen sie für jedes Jahr Zuchthaus zehntausend Dollar. Auch für die Familien wird gesorgt. Und geht alles gut, so ist der Verdienst horrend. Es ist eine Kooperative, jeder einzelne bekommt seinen Anteil vom *brutto*. Nur der Chef erhält einen besonderen Anteil.«

»Gut. Und wer ist der Chef?«

Signor Kristatos führte die Hand an die Zigarre und sprach hinter ihr hervor. »Sie nennen ihn »Die Taube«, er heißt Enrico Colombo und ist Chef dieses Restaurants. Ich habe Sie hierhergebracht, damit Sie ihn sehen können. Dort, der Dicke neben der Blondine am Tisch bei der Kasse. Sie ist Wienerin und heißt Liesl Baum – eine Edelschlampe.«

Nachdenklich sagte Bond: »Ist sie das wirklich?« Er brauchte nicht erst hinzusehen, denn sie war ihm schon bei seinem Eintritt aufgefallen. Auch wußte Bond, daß sie den ganzen Abend über immer wieder zu ihm herübergeblickt

hatte. Ihr Begleiter war ganz der Typ des lebenslustigen, reichen, dem Wohlleben zugetanen Mannes, den sie sich zum zeitweiligen Liebhaber genommen hatte. Innerlich hatte Bond ihm zustimmen müssen, denn er mochte freundliche, lebenslustige Leute. Und wenn schon nicht er selbst das Mädchen haben konnte, so sah er sie zumindest gern in guten Händen. Aber jetzt? Bond blickte durch den Raum. Soeben lachten die beiden über etwas. Er tätschelte ihr die Wange, stand auf, trat durch die Tür des *ufficio* und schloß sie hinter sich. Das also war der Mann, der die große Pipeline nach England dirigierte! Der Mann, der für M hunderttausend Pfund wert war! Der Mann, den Kristatos beseitigt wissen wollte. Nun, es wurde Zeit, die Dinge in Angriff zu nehmen. Bond begann, das Mädchen unverschämt anzustarren. Als sie den Kopf hob, lächelte er ihr zu. Ihr Blick glitt über ihn hin, aber auf ihren Lippen zeigte sich ein halbes Lächeln, und als sie nach einer Zigarette griff und sie anzündete, tat sie das so, daß Bond ihr Profil und ihre Halslinie bewundern konnte.

Es wurde Zeit für das Abendgeschäft nach Kinoschluß. Der Ober beaufsichtigte das frische Aufdecken der unbesetzten Tische, das mit der üblichen Geschäftigkeit vollzogen wurde. Dabei wurde auch der freie Stuhl wieder von Bonds Tisch weggenommen und an einen benachbarten Sechsertisch gestellt. Und während Bond nun seine ins einzelne gehenden Fragen an Kristatos zu richten begann – Fragen nach den Gewohnheiten Enrico Colombos, nach seiner Wohn- und seiner Firmenadresse, nach seinen sonstigen Geschäftsinteressen – bemerkte er nicht, wie der Extrastuhl von Tisch zu Tisch weiterwanderte, bis er schließlich hinter der mit *ufficio* bezeichneten Tür verschwand.

Als der Stuhl ins Büro gebracht wurde, bedeutete Enrico Colombo dem Ober, zu gehen, und schloß ab. Dann nahm er das Polster vom Sitz und legte es auf den Tisch. Er öffnete den Reißverschluß, zog ein Tonbandgerät hervor, stoppte es, ließ das Band zurücklaufen und regulierte die Lautstärke. Dann setzte er sich an seinen Schreibtisch, zündete sich eine Zigarette an und hörte das Band ab, wobei er gelegentlich nachstellte oder manche Stelle ein zweites Mal abspielte. Als schließlich Bonds metallische Stimme »Ist sie das wirklich?« gesagt hatte, blieb es still bis auf die Geräusche des Lokals. Enrico Colombo stellte ab, blieb aber sitzen und starrte auf das Gerät. Seine Miene verriet scharfe Konzentration. Endlich blickte er auf und sagte leise: »So ein Schweinehund!« Langsam erhob er sich, trat zur Tür, schloß auf, warf noch einen Blick auf das Gerät, sagte nochmals »Schweinehund« und schritt dann hinaus, zurück an seinen Tisch.

Schnell und dringlich sprach er auf das Mädchen ein. Sie nickte und sah zu Bond hinüber, der sich soeben mit Kristatos zum Aufbruch anschickte. Mit tiefer, wütender Stimme sagte sie zu Colombo: »Sie sind vielleicht ein widerlicher Kerl! Aber man hat mich ja vor Ihnen gewarnt! Nur weil Sie mir in Ihrer dreckigen Bude

ein Nachtessen spendieren, glauben Sie, mir beleidigende Vorschläge machen zu können!« Sie war immer lauter geworden. Jetzt raffte sie ihre Handtasche an sich und stand auf. Damit verstellte sie Bond den Weg zum Ausgang.

Enrico Colombo lief vor Wut dunkelrot an. Auch er hatte sich erhoben. »Du verdammtes, österreichisches Luder!« schrie er.

»Laß mein Land aus dem Spiel, du italienische Kröte!« Sie ergriff ein halbvolles Weinglas und schleuderte es Colombo ins Gesicht. Als er sich auf sie stürzen wollte, ging sie ein paar Schritte rückwärts, bis zu Bond und Kristatos hin, welche höflich auf die Freigabe des Wegs warteten.

Keuchend wischte Colombo sich den Wein aus dem Gesicht. »Daß ich deine Visage nie wieder in meinem Lokal sehe!« schrie er, tat, als spucke er vor ihr aus, und verschwand hinter der Tür mit der Aufschrift *ufficio*.

Der Ober war herbeigeeilt. Die Gäste hatten ihre Mahlzeit unterbrochen. Bond nahm das Mädchen am Arm: »Darf ich Ihnen ein Taxi rufen?«

Sie machte sich los und sagte, immer noch wütend: »Ihr Männer seid allesamt Schweine!« Dann aber besann sie sich und fügte steif hinzu: »Es ist sehr nett von Ihnen.« Hochmütig rauschte sie aus dem Lokal, die beiden Männer im Schlepptau.

Im Restaurant steckte man die Köpfe zusammen, die Bestecke begannen wieder zu klappern. Jedermann war von der Szene entzückt. Feierlich hielt der Ober die Tür offen, wobei er zu Bond sagte: »Ich bitte um Entschuldigung, Monsieur. Es ist wirklich zu liebenswürdig von Ihnen!«

Ein Taxi verlangsamte seine Fahrt, der Ober winkte es heran und machte den Wagenschlag auf.

Das Mädchen stieg ein, Bond folgte ihr und schlug die Tür zu. Durchs Fenster sagte er zu Kristatos: »Ich rufe Sie morgen früh an, ja?« Ohne die Antwort abzuwarten, ließ er sich zurückfallen. Das Mädchen hatte sich in die andere Ecke gedrückt. Bond fragte: »Wohin wollen Sie gebracht werden?«

»Hotel Ambassadori.«

Eine Zeitlang fuhren sie schweigend dahin. Dann fragte Bond: »Wollen Sie vorher noch irgendwo einen Drink nehmen?«

»Nein, vielen Dank.« Sie zögerte. »Wirklich nett von Ihnen, aber ich bin heute schon zu müde.«

»Dann vielleicht ein andermal?«

»Vielleicht – aber ich fahre morgen nach Venedig.«

»Ich auch. Wollen wir morgen gemeinsam zu Abend essen?«

Lächelnd erwiderte sie: »Ich hab die Engländer immer für schüchtern gehalten.

Sie sind doch Engländer, nicht? Wie heißen Sie? Was machen Sie?«

»Ja, ich bin Engländer. Ich heiße Bond, James Bond, und schreibe Bücher – Abenteuerbücher. Zur Zeit schreibe ich an einem über Schmuggel. Die Handlung spielt in Rom und Venedig. Die Sache ist aber die, daß ich zuwenig darüber weiß. So fahre ich in der Gegend herum und halte die Ohren offen. Kennen Sie vielleicht ein paar passende Geschichten?«

»Ach, deshalb haben Sie mit Kristatos gegessen! Er soll einen schlechten Ruf haben. Nein, Geschichten dieser Art kenne ich keine. Ich weiß nur, was alle wissen.«

Bond tat begeistert: »Aber das ist es ja, was ich suche! Mit Geschichten meine ich doch keine erfundenen! Eben die Art Klatsch, wie er vermutlich der Wahrheit am nächsten kommt. Das kann für einen Schriftsteller so wertvoll wie Brillanten sein!«

Sie lachte. »Meinen Sie das im Ernst?«

Bond sagte: »Nun, *soviel* verdiene ich als Autor wieder nicht, aber ich habe schon eine Film-Option auf diese Geschichte, und wenn sie authentisch genug wird, geht sicher alles glatt!« Er griff nach ihrer Hand. »Jawohl, Brillanten! Ein Brillanten-Clip von Van Cleef – würde Sie das nicht reizen?«

Sie entzog ihm ihre Hand, denn sie fuhren schon am Ambadori vor. Nachdem sie ihre Handtasche an sich genommen hatte, wandte sie sich Bond zu. Der Türsteher öffnete schon den Schlag, aber das Mädchen sah Bond ernsthaft prüfend in die Augen und sagte: »Alle Männer sind Schweine, wenn auch nicht im gleichen Grad. Also gut – ich werde Sie treffen. Aber nicht zum Nachtessen. Was ich Ihnen zu erzählen habe, sagt sich nicht gut in der Öffentlichkeit. Ich bade aber jeden Nachmittag am Lido, nicht am Modestrand, sondern draußen in den Bagni Alberoni, wo Byron seinerzeit zu reiten pflegte. Das ist an der Spitze der Halbinsel, mit dem Vaporetto zu erreichen. Sie finden mich dort übermorgen, nachmittags um drei. Ich hol mir die letzte Sonnenbräune vor dem Winter. Wenn Sie in den Sanddünen einen hellgelben Sonnenschirm sehen – das bin ich.« Sie lächelte. »Aber erst anklopfen und nach Fräulein Liesl Baum fragen!«

Sie stieg aus, Bond folgte ihr. Sie reichte ihm die Hand. »Und nochmals Dank für Ihre Hilfe! Gute Nacht!« Bond sagte: »Also dann auf übermorgen! Ich werde kommen! Gute Nacht!«

Sie wandte sich ab und stieg die geschwungene Treppe zum Hotel hinauf. Bond sah ihr gedankenvoll nach, drehte sich um, stieg wieder in das Taxi und sagte: »Zum Nazionale.« Dann lehnte er sich zurück und beobachtete das vorübersausende Band der Neonlichter. Alles, einschließlich des Taxis, ging fast zu schnell, als daß man sich hätte ruhig fühlen können. Aber beim Taxi ließ sich das ändern. Also beugte Bond sich zum Chauffeur und gebot ihm, langsamer zu fahren.

Der beste Zug von Rom nach Venedig ist der jeden Mittag abgehende Laguna-Express. Bond erwischte ihn nach einem Vormittag voll schwieriger Gespräche mit der Londoner Zentrale gerade noch mit knapper Not. Sein Platz war neben dem Durchgang über einer Achse des hinteren Aluminiumwaggons, aber selbst wenn alle sieben Himmel draußen an den Fenstern vorbeigeflogen wären, Bond hätte kein Auge für sie gehabt. Er las in seinem ratternd geschüttelten Buch, verschüttete Chianti über das Tischtuch, bewegte immer wieder die langen, schmerzenden Beine und verfluchte dazu die *Ferrovie Italiane dello Stato* samt ihren zu niedrigen Sitzen.

Aber schließlich kam Mestre und damit der pfeilgerade Schienenfinger nach Venedig hinein! Und danach folgte der unvermeidliche Schock, den die Begegnung mit Venedigs Schönheit jedesmal auslöst, und dann die sanft schaukelnde Fahrt über den Canale Grande, mitten hinein in einen blutroten Sonnenuntergang und in das – angeblich – so unvergleichliche Vergnügen des besten Doppelzimmers im ersten Stock des Gritti Palace.

An diesem Abend streute James Bond die Tausendlire Scheine nur so um sich: zuerst in Vallombrosa in Harry's Bar, dann bei Florian und schließlich im ersten Stock des wunderbaren Quadri, um jedem, den es interessieren mochte, zu zeigen, daß er wirklich der Erfolgsschriftsteller war, der sich ein solches Leben leisten konnte. Dann, in jener eigentümlichen Beschwingtheit, wie sie am ersten Abend keinen Venedigbesucher verschont, so ernst und würdig seine Absichten auch sein mögen, begab James Bond sich ins Gritti zurück und schlief acht Stunden lang traumlos.

Den Morgen brachte Bond damit zu, durch die Seitengassen zu schlendern, in der Hoffnung, dabei einen Beschatter zu entdecken. Sogar zwei Kirchen besuchte er auf diese Weise – aber niemand betrat den Haupteingang, noch ehe er den Raum durch den Seitenausgang verlassen hatte. Niemand folgte ihm. Also begab er sich zu Florian, nahm dort einen Americano und hörte zwei französischen Kultursnobs zu, wie sie sich über die mangelnde Harmonie der Markusplatz-Fassaden unterhielten. Einer plötzlichen Laune folgend, erstand er eine Ansichtskarte, adressierte sie an seine Sekretärin, die einmal mit den Gregorianern in Italien gewesen war und nie versäumte, das Bond gegenüber zu erwähnen, und schrieb: »Venedig ist wunderbar. War bis jetzt am Bahnhof und in der Börse. Ästhetisch überaus befriedigend. Heute nachmittag zu den Städtischen Wasserwerken und dann zu einem alten Brigitte-Bardot-Film im Scala. Kennen Sie dieses herrliche Lied ›O Sole Mio‹? S. romantisch w. alles hier. JB.«

Zufrieden mit seinem Einfall aß Bond zeitig zu Mittag und ging dann zurück in sein Hotel. Er schloß die Zimmertür ab, zog den Rock aus und kontrollierte seine Walther PPK. Dann sicherte er sie wieder, übte ein paarmal das schnelle

Ziehen und steckte die Pistole wieder in den Halfter. Es war jetzt Zeit zu gehen. Er begab sich also zur Landungsbrücke und nahm den zwölf-vierziger Vaporetto nach Alberoni, das außer Sicht jenseits der spiegelnden Lagune lag. Auf einem der Bugplätze sitzend, fragte er sich gespannt, was der Nachmittag ihm wohl bringen würde.

Von der Mole in Alberoni, auf der Venedig zugekehrten Seite der Lidohalbinsel, sind es achthundert staubige Meter über die Landenge zu den Bagni Alberoni an der Adria. Eine merkwürdig verlassene Welt ist diese Spitze der berühmten Halbinsel. Zwei Kilometer weiter oben lösen sich die Luxusbesitze in verstreute Villen mit brüchigem Stuck auf, in bankrotte Bauprojekte, und es gibt nichts hier als das Fischerdörfchen Alberoni, ein Sanatorium für Studenten, eine verlassene Versuchsstation der italienischen Marine und einige dicht überwucherte Geschützstellungen aus dem letzten Krieg. Im Niemandsland dieser schmalen Landzunge liegt der Lido-Golfplatz, dessen braunwellige Wege sich um die Ruinen einstiger Befestigungen winden. Es kommen nicht viele Leute nach Venedig, um Golf zu spielen. Aber der Platz ist von hohen Drahtgittern umgeben, die in Abständen, als läge etwas besonders Wert- oder Geheimnisvolles dahinter, drohende *Vietatos* und *Probitos* tragen. Die Sandhügel und das Gestrüpp rund um diese umzäunte Enklave sind noch nicht einmal von Minen geräumt, und so drohen zwischen verrostetem Stacheldraht die auf Holztafeln schablonierten Totenköpfe über den gekreuzten Knochen: MINE, PERICOLO DI MORTE! Die seltsame Melancholie dieser verlassenen Gegend steht in bedrückendem Kontrast zu der hektischen Karnevalswelt Venedigs, keine Stunde jenseits der Lagune.

Die achthundert Meter quer über die Halbinsel bis zum Strand hatten Bond zum Schwitzen gebracht. Unter den letzten Akazien des staubigen Wegs hielt er an, um sich abzukühlen und zu orientieren. Vor ihm, über windschiefem Holzportal, verkündete eine blaßblaue Aufschrift BAGNI ALBERONI, und dahinter standen reihenweise ebenso verfallene Holzkabinen. Von ihnen erstreckte sich ein hundert Meter breiter Sandstrand bis zum ruhigblauen Spiegel der See. Badegäste waren keine zu sehen, das Bad schien geschlossen zu sein. Als Bond aber den Torbogen durchschritten hatte, vernahm er neapolitanische Weisen aus einem Radio, das in der baufälligen Hütte mit den Coca-Cola- und sonstigen Getränkereklamen stehen mußte. Liegestühle lehnten an den Wänden, und auch zwei Pedalos sowie ein halbaufgeblasenes Kinderseepferd waren da. Das Ganze wirkte so vernachlässigt, daß ein Badebetrieb während der Hochsaison unvorstellbar schien. Bond trat von dem schmalen Laufbrett in den weichen, heißen Sand und ging hinter den Hütten über den Strand zum Ufer hinunter. Nach links dehnte sich der leere Sandstrand in leichtem Bogen gegen den Lido hin, verschwand

aber bald im Dunst des heißen Herbsttages. Zur Rechten lagen achthundert Meter Strand, die in eine Hafenummauer an der Spitze der Halbinsel ausliefen. Die Mauer zeigte fingerleich in den schweigenden Spiegel der See hinaus und trug in Abständen die kleinen Derricks der Octopusfischer. Landeinwärts lagen die Sandhügel mit einem Teil der Golfplatzzufriedung, und an den Hügelausläufern, vielleicht fünfhundert Meter weiter vorn, schimmerte ein hellgelber Fleck.

Längs der Wasserlinie steuerte Bond darauf zu.

»Ähemm.«

Die Hände zuckten nach dem Bikinioberteil und zogen es hinauf.

Nun erst trat Bond in den Gesichtskreis des Mädchens. Nur ihr Kopf lag im Schirmschatten, der sonnenbraune Körper in schwarzem Bikini auf dem schwarzweiß gestreiften Badetuch war der Sonne ausgesetzt.

Durch halbgeschlossene Lider blickte sie zu ihm auf. »Sie sind um fünf Minuten zu früh dran. Außerdem hätten Sie klopfen sollen.«

Bond ließ sich neben ihr im Schatten des großen Sonnenschirms nieder, zog sein Taschentuch hervor und trocknete sich das Gesicht. »Zufällig besitzen Sie die einzige Fahne in dieser Wüste und ich hab mich beeilt, so rasch wie möglich in ihren Schatten zu kommen. Ein höllischer Platz für ein Rendezvous!«

Sie lachte. »Ich mach's der Greta Garbo nach – immer allein.«

»Sind wir das?«

Sie öffnete die Augen. »Warum nicht? Glauben Sie, ich brauche eine Anstandsdame?«

»Da aber doch alle Männer Schweine sind ...«

»Sie sind nur ein Gentlemanschein«, lachte sie. »Ein Lordschwein, wenn Sie wollen! Außerdem ist es dafür viel zu heiß und zu sandig, und wir haben ja nur eine geschäftliche Verabredung. nicht? *Ich* erzähl Ihnen was über Rauschgiftschmuggel, und *Sie* geben mir dafür einen Brillanten-Clip. Von Van Cleef! Oder haben Sie sich's anders überlegt?«

»Nein, nein, es bleibt schon dabei! Aber womit fangen wir an?«

»Sie fragen einfach drauflos. Was wollen Sie also wissen?« Sie setzte sich auf und zog die Knie zwischen ihre Arme. Ihr Blick hatte jetzt nichts Flirtendes mehr, sondern war wach, ja sogar ein wenig argwöhnisch geworden.

Bond merkte das. Er sah sie an und sagte so nebenbei: »Wie ich höre, soll Ihr Freund Colombo ein großer Mann in dieser Branche sein. Erzählen Sie mir von ihm. Er würde in meinem Buch eine gute Figur abgeben – unter falschem Namen natürlich. Mir ist es ja nur um die Details zu tun – wie er arbeitet und so weiter. So etwas läßt sich nicht erfinden.«

Ihr Blick verschleierte sich. »Enrico wäre sehr böse, wenn er von unserem Gespräch wüßte«, sagte sie. »Ich weiß nicht, was er mir antäte.«

»Er wird es nie erfahren.«

Sie sah ihn ernst an. »Mein lieber Mr. Bond, es gibt sehr wenig, was Enrico nicht erfährt! Und er ist gewiß imstande, auf eine bloße Vermutung hin zu handeln. Es würde mich gar nicht wundern« – sie blickte verstohlen auf die Uhr –, »wenn er mich hierher hätte verfolgen lassen. Er ist sehr mißtrauisch.« Sie wirkte plötzlich nervös und legte die Hand auf Bonds Ärmel. Eindringlich sagte sie: »Ich glaube, Sie sollten lieber gehen. Es war ein großer Fehler von mir!«

Auch Bond blickte nun auf die Uhr. Drei Uhr dreißig. Er beugte sich vor und spähte am Schirmrand vorbei den Strand hinunter. Ganz unten an den Badehütten, deren Konturen im Sonnendunst flimmerten, kamen drei dunkelgekleidete Männer den Strand herauf. Sie gingen im Gleichschritt, zielbewußt.

Bond stand auf. Er sah auf den abgewandten Kopf des Mädchens hinunter und sagte trocken: »Ich bin im Bild. Bestellen Sie Colombo von mir, daß ich von jetzt an seine Lebensgeschichte schreibe. Und daß ich ein sehr hartnäckiger Schreiber bin. Auf später!« Damit begann er, den Strand in Richtung der Halbinselspitze hinaufzulaufen. Von dort aus konnte er über den anderen Strand in den sicheren Dorfbereich entkommen.

Die drei Männer fielen in schnellen Trab, Ellbogen und Beine arbeiteten gleichmäßig wie beim Langstreckentraining. Als sie an dem Mädchen vorbeikamen, hob einer die Hand. Das Mädchen erwiderte die Geste, legte sich wieder hin und wälzte sich herum, vielleicht, um jetzt den Rücken zu bräunen, vielleicht auch, um die Menschenjagd nicht mit ansehen zu müssen.

Im Laufen nahm Bond seine Krawatte ab und stopfte sie in die Tasche. Schon war er schweißgebadet, aber den drei Verfolgern ging es nicht anders. Das Ganze war jetzt nur eine Frage der Kondition. Am Ende der Halbinsel angelangt, erkletterte Bond den Damm und sah zurück. Seine Verfolger hatten kaum an Terrain gewonnen, aber zwei von ihnen liefen jetzt zur Golfplatzumzäunung hinauf, um Bond den Weg abzuschneiden. Die Minenwarnungstafeln schienen sie nicht zu schrecken.

So rasch er konnte, rannte Bond den Damm entlang, wobei er die Winkel und Abstände schätzte. Es würde ein sehr knappes Rennen sein.

Das Hemd klebte ihm klitschnaß am Körper, und die Beine begannen zu schmerzen. Nun war er schon fast zwei Kilometer gelaufen! Wie weit hatte er noch, um in Sicherheit zu kommen? Längs des Dammes waren in gleichmäßigen Abständen die Sockel altertümlicher Kanonen in den Beton eingelassen. Sie dienten zum Vertäuen der Fischerboote, die vor dem Auslaufen hier im Schutz der Lagune lagen. Bond zählte die Schritte: der Abstand betrug je fünfzig Meter! Und

wie viele solcher schwarzen Knöpfe waren es noch bis zum Ende des Dammes – bis zu den ersten Dorfhäusern? Bond zählte bis dreißig, dann verlor sich die Reihe im Nachmittagsdunst. Also wahrscheinlich noch zwei weitere Kilometer! Würde er durchhalten können, würde er rasch genug sein, um die beiden seitlichen Läufer abzuhängen? Schon meldeten sich Atembeschwerden! Auch die Jacke war nun durchgeschwitzt, und der Hosenstoff begann die Beine wundzuscheuern. Der einzelne Verfolger war noch dreihundert Meter hinter ihm, aber die beiden anderen zwischen den Sanddünen kamen immer näher! Zur Linken aber fiel die Mauer sechs Meter tief in die Adria ab.

Bond wollte eben in Schritt fallen, um genug Luft zu haben, wenn es zur Schießerei kam, als fast gleichzeitig zwei Dinge geschahen: vorne tauchte aus dem Dunst eine Gruppe Speerfischer auf – etwa ein Halbdutzend Männer, einige davon im Wasser-, und unmittelbar darauf kam aus den Dünen der dumpfe Knall einer Explosion. Erde, Buschwerk und menschliche Teile wurden hochgeschleudert, und ein leichter Luftstoß wehte herüber. Bond zügelte seinen Schritt. Der zweite Mann in den Dünen stand wie angewurzelt. Plötzlich warf er sich zu Boden und legte die Arme schützend um den Kopf. Bond wußte Bescheid: der Mann würde sich nicht mehr vom Fleck rühren, bis man ihn von dort wegtrug. Er Faßte frischen Mut. Bis zu den Fischern waren es nur mehr zweihundert Meter! Schon bildeten sie eine Gruppe und blickten ihm entgegen. Bond kratzte sein spärliches Italienisch zusammen und übte die Aussprache: »*Mi Ingles, Prego, dove i carabinieri!*« Er blickte über die Schulter zurück: merkwürdig, der Mann verfolgte ihn noch immer! Er war jetzt bis auf hundert Meter heran und hielt einen Revolver in der Hand. Die Fischer vorn waren quer über Bonds Weg ausgeschwärmt und hielten ihre Harpunengewehre bereit. In ihrer Mitte stand ein massiger Kerl mit kleinem, rotem Badeslip unter dem mächtigen Bauch. Er hatte seine grüne Maske nach hinten geschoben und erinnerte, wie er so in seinen blauen Schwimfflossen und mit eingestemmt Armen dastand, an eine ungeheure Kröte. Aber Bonds Lachlust erstarb. Automatisch griff seine verschwitzte Hand nach der Pistole unter der Jacke und zog sie hervor: der Mann inmitten der Harpunengewehre war Enrico Colombo!

Ruhig sah er Bond entgegen, bis dieser auf zwanzig Meter heran war. Dann sagte er gelassen: »Stecken Sie Ihr Spielzeug weg, Mr. Bond vom Geheimdienst! Das hier sind CO₂-Harpunengewehre. Und bleiben Sie stehen, wo Sie sind, sonst machen wir ein Ebenbild von Mantegnas heiligem Sebastian aus Ihnen!« Er wandte sich, weiterhin englisch sprechend, an seinen linken Nachbarn: »Wie weit war der Albaner vorige Woche?«

»Zwanzig Meter, Padrone. Und die Harpune ist glatt durch ihn hindurchgegangen. Dabei war er doppelt so dick wie der da!«

Bond blieb neben einem der eisernen Belegpoller stehen, setzte sich darauf,

legte die Pistole aufs Knie und zielte auf Colombos großen Bauch. »Auch fünf Harpunen werden meine Kugel nicht aufhalten können, Colombo!« sagte er drohend.

Colombo nickte lächelnd, und der Mann, der unhörbar von hinten herangekommen war, schlug Bond mit dem Griff seiner Luger über den Schädel.

Wenn man eins über den Schädel gekriegt hat, so stellt sich beim Erwachen Brechreiz ein. Trotzdem nahm Bond zwei Dinge wahr: er befand sich auf offener See, und jemand wischte ihm mit einem feuchten Tuch die Stirn ab, wobei er aufmunternd in gebrochenem Englisch sagte: »Is okay, amigo. Mach dir nix draus!« Erschöpft fiel Bond in seine Koje zurück. Ein Matrose in schmutziger Arbeitskleidung – war es einer der Speerfischer? – beugte sich über ihn und lächelte. »Is schon besser, ja? Subito okay.« Er rieb sich mitfühlend den Nacken. »Tut bißchen weh, nicht? Gibt aber nur blauen Fleck – Freundin wird nix sehen!«

Bond lächelte schwach und nickte. Das schmerzte ihn, und er preßte die Lider zusammen. Als er sie wieder öffnete, schüttelte der Mann mißbilligend den Kopf und hielt ihm die Armbanduhr unter die Nase: es war sieben Uhr. Dann zeigte er mit dem kleinen Finger auf den Neuner. »*Mangiare con Padrone. Si?*«

»*Si*«, bestätigte Bond.

Der Mann machte die Geste des Schlafens. »*Dormire!*«

Wieder sagte Bond »*si*«, und der Matrose ging, ohne die Kabinentür abzuschließen.

Noch benommen erhob sich Bond von der Koje, ging zum Waschbecken und begann sich zu waschen. Auf der Kommode lagen alle seine Habseligkeiten säuberlich beieinander – bis auf die Pistole.

Bond steckte die Sachen zu sich, setzte sich auf den Kojenrand, rauchte und dachte nach. Aber er kam zu keinem Ergebnis. Offenbar wurde er auf einem Schiff entführt, aber das Verhalten des Matrosen verhieß nichts Böses, obwohl bei seiner umständlichen Gefangennahme einer von Colombos Leuten hatte dran glauben müssen – allerdings durch eigene Schuld. War diese zahme Behandlung vielleicht das Vorspiel zu einem Abkommensversuch mit ihm? Welcher Art mochte er wohl sein?

Der Matrose holte Bond um neun Uhr, führte ihn durch einen kurzen Gang in eine kleine, unordentliche Messe und überließ ihn sich selbst. Die Mitte des Raums nahm ein Tisch mit zwei Stühlen ein, neben dem Tisch stand ein mit Speisen und Getränken beladener Servierboy. Bond probierte an der Deckluke, fand sie aber verschlossen. Er öffnete eines der Bullaugen und spähte hinaus. Es war gerade hell genug, um zu erkennen, daß er sich auf einem größeren Fischkutter befand. Sie fuhren mit Dieselantrieb, überdies waren die Segel gesetzt. Bond schätzte, daß sie

sechs oder sieben Knoten Fahrt machten. Am dunklen Horizont schimmerten kleine gelbe Lichtpunkte, also fuhren sie die Adriaküste entlang.

Der Lukenriegel wurde zurückgeschoben. Bond zog den Kopf ein. Colombo kam die Treppe herunter. Er war in Trainingsbluse, Arbeitshosen, abgetragenen Sandalen und trug eine boshaft belustigte Miene zur Schau. Nachdem er sich gesetzt hatte, wies er auf den freien Stuhl: »Kommen Sie, mein Lieber, wir wollen essen und trinken und die Sache miteinander durchsprechen! Schluß mit den Dummenjungenstreichen, ja? Nehmen Sie Gin, Whisky oder Champagner? Das hier ist die beste Bologneser Salami! Die Oliven sind von meinem eigenen Besitz. Da sind Brot, Butter, Provolone – das ist Räucherkäse – und hier frische Feigen! Ein ländliches Essen, aber gut! Greifen Sie zu, das viele Laufen muß Ihnen Appetit gemacht haben!«

Colombos Lachen wirkte ansteckend. Bond goß sich einen steifen Whisky-Soda ein, setzte sich und sagte: »Wozu haben Sie sich so viel Umstände gemacht? Das Ganze wäre viel einfacher gegangen! Jetzt haben Sie einen Haufen Scherereien auf dem Hals. Aber ich hab meinem Chef ja gesagt, daß so was Ähnliches passieren würde – die Sache mit dem Mädchen in Ihrem Restaurant war einfach zu kindisch! Ich sagte ihm, daß ich entschlossen sei, in die Falle zu marschieren, um klarzusehen. Falls ich bis morgen mittag nicht draußen bin, kommt die Interpol samt der italienischen Polizei über Sie wie eine Ladung Ziegel!« Colombo machte erstaunte Augen: »Wenn Sie ohnehin in die Falle gehen wollten, warum sind Sie dann davongelaufen? Ich hatte meine Leute ja nur geschickt, um Sie aufs Schiff holen zu lassen! So aber hab ich einen guten Mann verloren, und auch Ihr Schädel hätte dabei draufgehen können. Ich versteh das nicht!«

»Die drei Kerle haben mir nicht gefallen. Mörder erkenne ich nämlich auf den ersten Blick. Das Mädchen allein hätte genügt, die Männer waren überflüssig.«

Colombo schüttelte den Kopf. »Liesl sollte Ihnen nur auf den Zahn fühlen, sonst nichts. Sie ist jetzt sicher genauso böse auf mich wie Sie! Wie hart doch das Leben ist! Da will man mit allen gut auskommen, und jetzt hab ich mir an einem einzigen Nachmittag gleich *zwei* Feinde gemacht! Wirklich zu dumm!« Colombo sah tatsächlich betrübt aus. Er schnitt sich eine dicke Scheibe von der Salami, riß die Haut mit den Zähnen ab und begann zu kauen. Noch mit vollem Mund nahm er ein Glas Champagner und spülte die Salami hinunter. Mit vorwurfsvollem Kopf schütteln sagte er: »Es ist immer dasselbe – wenn ich mich ärgere, muß ich essen! Esse ich aber, so kann ich es nicht verdauen, weil ich mich ärgere! Und Sie *haben* mich jetzt geärgert! Was heißt hier, wir hätten einander in Ruhe treffen und die Sache besprechen können?« Er breitete in hilfloser Geste die Arme aus. »Wie hätte ich das wissen sollen? Jetzt schieben Sie *mir* die ganze Schuld an Marios Tod in die Schuhe! Hab ich ihm vielleicht befohlen, die Abkürzung zu nehmen?« Er schlug auf den Tisch und schrie auf Bond ein: »Immer soll *ich* an allem schuld sein! Sie sind

schuld, nur Sie! Sie haben mich umbringen wollen! Und wie soll man sich denn in aller Ruhe mit seinem eigenen Mörder zusammensetzen, wollen Sie mir das nicht sagen, he?« Wütend stopfte sich Colombo ein großes Stück Brot in den Mund. »Was reden Sie da?«

Colombo warf den Brotrest auf den Tisch und stand auf. Ohne Bond aus den Augen zu lassen, ging er zur Kommode, zog die oberste Lade heraus und entnahm ihr ein Tonbandgerät. Immer noch blickte er anklagend auf Bond, brachte den Apparat herüber, setzte sich und drückte auf den Schalter.

Als Bond die Stimme hörte, griff er nach seinem Whiskyglas und starrte hinein. »Genau«, sagte die Stimme. »Aber bevor ich Ihnen jetzt meine Tips gebe, einigen wir uns als gute Kaufleute über die Bedingungen. Ja?« Und weiter sprach die Stimme. »Ich verlange zehntausend Dollar ... Sie sagen unter keinen Umständen, von wem Sie Ihre Informationen haben. Auch nicht, wenn Sie geschlagen werden. Der Kopf des Apparates ist ein sehr böser Mensch. Er muß werden *distrutto* – umgebracht.« Bond wartete auf seine eigene Stimme. Was hatte er geantwortet? Er wußte nur mehr, daß er längere Zeit über diese letzte Bedingung nachgedacht hatte. Jetzt kam es: »Versprechen kann ich das nicht, das müssen Sie verstehen. Aber wenn der Mann mich umbringen will, stirbt er.«

Colombo stellte das Gerät ab, und Bond stürzte seinen Whisky hinunter. Jetzt konnte er seinem Gegenüber wieder in die Augen schauen. Er sagte: »Das stempelt mich nicht zum Mörder.«

Bekümmert sah Colombo ihn an. »In meinen Augen schon. Ich kenne die Engländer – habe im Krieg für sie gearbeitet. In der Résistance. Ich habe die King's Medal.« Er griff in die Tasche und warf die silberne Befreiungsmedaille mit dem rot-weiß-blau gestreiften Band auf den Tisch. »Da!«

Bond hielt Colombos Blick hartnäckig stand und sagte: »Und der Rest auf dem Tonband? Sie haben schon lange aufgehört, für die Engländer zu arbeiten. Jetzt arbeiten Sie *gegen* England – für Geld!«

Colombo brummte. Er klopfte mit dem Knöchel gegen den Apparat und sagte dann ruhig: »Ich hab alles gehört. Lauter Lügen.« Er hieb mit der Faust auf den Tisch, daß die Gläser klirrten: »Lügen, nichts als Lügen, kein wahres Wort!« Er sprang auf und warf dabei den Stuhl um. Langsam hob er ihn auf, griff nach der Whiskyflasche und goß Bond vier Finger breit ein. Dann setzte er sich und stellte die Champagnerflasche vor sich hin. Er hatte sich wieder gefaßt und sagte ruhig: »Nein, nicht alles ist erlogen, was der Schweinehund Ihnen erzählt hat. Deshalb wollt ich auch nicht mit Ihnen streiten, Sie hätten mir ja doch nicht geglaubt und nur die Polizei hereingezogen. Ich will Ihnen lieber die Wahrheit *zeigen*, man hat Sie ja um ihretwillen nach Italien geschickt! In wenigen Stunden, schon bei Tagesanbruch, wird Ihre Mission beendet sein.« Colombo schnalzte mit den Fingern. »Presto – einfach so.«

»Inwiefern hat Kristatos nicht gelogen?«

Colombo blickte Bond an, überlegte und sagte dann: »Mein Bester, es stimmt, daß ich ein Schmuggler bin. Wahrscheinlich sogar der erfolgreichste im Mittelmeer. Die Hälfte aller amerikanischen Zigaretten hier geht durch meine Hände – über Tanger. Gold? Ich bin der einzige Lieferant des schwarzen Valutamarkts. Diamanten? Ich habe über Beirut direkte Verbindungen nach Sierra Leone und Südafrika. Früher, als Medikamente noch rar waren, hab ich auch mit Aureomycin, Penicillin und dergleichen gehandelt – durch Bestechung in amerikanischen Feldlazaretten. Und so gibt es noch vieles – bis zu hübschen syrischen oder persischen Mädchen für die Etablissements in Neapel. Auch entsprungene Sträflinge hab ich schon hinausgeschmuggelt. Aber« – Colombos Faust krachte auf den Tisch – »Rauschgift, Heroin, Opium, Haschisch – nein! *Nie! Damit* will ich nichts zu tun haben!« Colombo hielt die rechte Hand zum Schwur hoch. »Mein Freund, das schwör ich beim Leben meiner Mutter.«

Colombo schien die Wahrheit zu sagen. Bond empfand etwas wie Sympathie für diesen habgierigen Piraten, den Kristatos auf seine Abschußliste gesetzt hatte. Er fragte: »Aber warum hat Kristatos es dann auf Sie abgesehen? Was verspricht er sich davon?«

Langsam schwenkte Colombo seinen Finger hin und her. »Mein Freund«, sagte er, »Kristatos ist eben Kristatos! Er spielt das größte Doppelspiel, das man sich nur denken kann. Um dabei aber nicht den Schutz des amerikanischen Geheimdienstes und seiner Rauschgiftabteilung zu verlieren, muß er ihnen von Zeit zu Zeit ein Opfer ausliefern – irgendeine kleine Randfigur aus dem großen Geschäft. Aber bei diesem riesigen Englandschmuggel muß das Opfer schon größer sein. So hat er mich gewählt. Und es ist ja auch wahr, Ihre Nachforschungen hätten meine Operationen aufgedeckt, aber jede Spur zu mir hätte Sie weiter von der Wahrheit weggeführt. Am Ende wäre ich ins Gefängnis gegangen, und der Fuchs, hinter dem Sie her sind, hätte sich eins gelacht!«

»Warum will Kristatos Sie aus dem Weg haben?«

Colombo zwinkerte schlau. »Weil ich zuviel von ihm weiß! Im Schmuggelgeschäft stößt man gelegentlich auf die Geheimnisse der Konkurrenz. Vor kurzem hatte unser Schiff ein Rückzugsgefecht mit einem kleinen albanischen Kanonenboot zu bestehen. Ein Glückstreffer steckte ihren Treibstoff in Brand – wir fischten nur einen Überlebenden auf. Ich erfuhr eine ganze Menge von ihm, war aber dumm genug, ihn nördlich von Tirana an Land zu setzen. Seither habe ich dieses Schwein Kristatos auf den Fersen. Glücklicherweise« – Colombo grinste verschlagen – »erhielt ich eine Information, von der er nichts weiß. Und auf Grund dieser Information gibt es morgen bei Sonnenaufgang ein Rendezvous – in Santa Maria, dem kleinen Fischerdorf nördlich von Ancona. Und dort werden wir weitersehen!«

»Was verlangen Sie von mir?« fragte Bond langsam. »Sie sagten doch, meine Mission werde morgen früh beendet sein. Wieviel also?«

Colombo schüttelte den Kopf. »Nichts«, sagte er gleichmütig. »Nichts, denn wir ziehen zufällig am selben Strick. Sie sollen mir lediglich versprechen, daß alles, was ich Ihnen heute erzählt habe, unter uns bleibt – allenfalls noch Ihren Chef eingeschlossen. Aber in Italien darf nichts davon verlauten. Einverstanden?«

»Einverstanden.«

Colombo stand auf, ging zur Kommode, nahm Bonds Pistole heraus und reichte sie ihm. »In diesem Fall, mein Freund, nehmen Sie das lieber an sich. Sie werden es brauchen können! Und jetzt legen Sie sich am besten aufs Ohr. Um fünf Uhr früh gibt's Kaffee mit Rum für alle.« Er streckte Bond die Hand hin. Unversehens waren sie Freunde geworden, Bond spürte es. Verlegen sagte er: »In Ordnung, Colombo«, verließ die Messe und suchte seine Kabine auf.

Die *Colombina* hatte zwölf Mann Besatzung, lauter junge, verwegen aussehende Burschen. Sie unterhielten sich halblaut, als Colombo in der Messe die Schalen mit dem heißen Rumkaffee austeilte. Eine Sturmlaterne spendete dazu spärliche Helle, denn das Schiff fuhr ohne Lichter. Bond lächelte innerlich über diese Schatzinsel-Atmosphäre. Von Mann zu Mann gehend, kontrollierte Colombo die Waffen. Alle trugen sie Lugers im Hosenbund unter der Strickjacke und Klappmesser in der Tasche. Bond fand Gefallen an dieser Art Leben. Es war abenteuerlich, aufregend und voll Risiko. Ein Verbrecherleben, zugegeben, ein dauernder Kampf gegen Währungsgesetze, staatliches Tabakmonopol, Zollbehörde, Polizei – aber mit einem Hauch jungenhafter Gaunerei, der das Verbrecherische nicht mehr so schwarz erscheinen ließ.

Colombo blickte auf die Uhr und schickte die Leute auf ihre Posten. Dann löschte er die Laterne, und Bond folgte ihm in dem austernfarbenen Dämmerlicht hinauf auf die Brücke. Das Schiff fuhr jetzt mit verringerter Geschwindigkeit nahe unter der schwarzen, felsigen Küste. Colombo zeigte nach vorn. »Gleich hinter dieser Landspitze liegt der Hafen. Man hat uns noch nicht bemerkt. An der Hafensemole werden wir ein Schiff unserer Größe beim Löschen einer Ladung Rotationspapier antreffen. Hinter der Landspitze gehen wir mit voller Fahrt längsseits und entern. Wir müssen auf bewaffneten Widerstand und Verluste gefaßt sein. Hoffentlich schießen sie nicht, dann brauchen wir's auch nicht zu tun. Aber es ist ein albanisches Schiff mit einer Mannschaft albanischer Rabauken. Falls geschossen wird, dann müssen Sie wohl mit uns schießen. Es sind Feinde Ihres wie meines Landes. Und wer fällt, der fällt. Okay?«

»Das ist klar.«

Noch in Bonds Worte hinein klingelte der Maschinentelegraf, und das Deck begann unter den Füßen sachte zu zittern.

Mit zehn Knoten Fahrt umrundete das kleine Schiff die Landspitze und fuhr in den Hafen ein.

Es war, wie Colombo gesagt hatte. Längs des steinernen Kais lag mit schlaffen Segeln ein Schiff, von dessen Heck eine hölzerne Laderampe zur dunklen Öffnung eines ramponierten Wellblechschuppens hinunterführte. Von drinnen schimmerte trübes elektrisches Licht. Das Schiff führte eine Deckladung Rotationspapier. Die großen Rollen wurden auf die Rampe gewuchtet und kollerten dann von selbst in den Lagerschuppen hinunter. Zu sehen waren etwa zwanzig Personen. Nur Überraschung konnte diese zahlenmäßige Überlegenheit wettmachen, aber noch war Colombos Schiff fünfzig Meter von dem anderen entfernt. Einige Leute drüben hatten ihre Arbeit unterbrochen und blickten herüber. Jetzt rannte einer ins Lagerhaus, doch schon rief Colombo einen scharfen Befehl, die Maschine setzte aus und fiel in Rückwärtsgang, ein großer Scheinwerfer auf der Brücke flammte auf und übergieß die Szenerie mit blendendem Licht, während mit dem ersten harten Anprall die Entershaken über die gegnerische Reling fielen. Unter Colombos Führung schwangen seine Leute sich hinüber.

Bond verfolgte seinen eigenen Plan. Sobald er drüben war, rannte er quer über das Deck, schwang sich über die landseitige Reling und sprang. Der Kai lag zwar vier Meter tiefer, aber Bond kam katzenleich auf alle viere. Er verharrte so, um den nächsten Schritt zu überlegen. Oben schossen sie bereits. Einer der ersten Schüsse hatte dem Scheinwerfer gegolten, so daß jetzt nur das graue Dämmerlicht herrschte. Einer der Albaner schlug vor Bond auf den Steinen auf und blieb reglos liegen, aber gleichzeitig kamen vom Lagerhauseingang die ersten Feuerstöße eines leichten Maschinengewehrs. Im Schiffsschatten rannte Bond darauf zu. Der MG-Schütze bemerkte es und richtete sein Feuer gegen ihn. Die Geschosse umzischten Bond, hagelten gegen die eiserne Bordwand und jaulten in die Nacht hinaus. Bond warf sich unter die Laderampe. Während es über ihm ins Holz prasselte, schob er sich weiter vor. Wenn er nahe genug herankam, so konnte er rechts oder links unter der Rampe hervorstürzen. Soeben polterte es in schweren Stößen über seinen Kopf hinweg; einer von Colombos Leuten mußte die Halteseile durchgeschnitten haben, so daß jetzt der ganze Rollenstapel die Rampe hinuntersauste. Das war der Moment! Der MG-Schütze würde Bond wohl rechts erwarten – also sprang er links aus seiner Deckung. Da war der Schütze – ganz dicht an der Lagerhauswand! Soeben riß er das MG herum, aber Bond kam ihm um den Bruchteil einer Sekunde zuvor und feuerte zweimal. Die Finger des Toten krampften sich um den Abzug und produzierten ein wahres Feuerwerk, ehe die Waffe sich aus der Hand des Zusammenbrechenden löste.

Bond rannte auf die Lagerhaustür zu, glitt aber aus und schlug der Länge nach hin. Einen Moment lang blieb er benommen liegen, das Gesicht ganz in schwarzem Schlamm. Fluchend raffte er sich wieder auf, kam auf Hände und Knie und suchte Deckung hinter dem regellosen Haufen großer Papierrollen, die gegen die Schuppenwand gekracht waren. Eine der Rollen wies MG-Einschüsse auf, denen

ein dicklicher schwarzer Saft entquoll. Bond wischte sich das Zeug von Gesicht und Händen so gut es eben ging. Dabei verspürte er den süßlich-muffigen Geruch, den er von Mexiko her kannte: es war Rohopium.

Eine Kugel schlug neben seinem Kopf in die Lagerhauswand. Bond wischte die Pistolenhand nochmals am Hosenboden sauber, sprang zur Lagerhaustür – und war erstaunt, von drinnen kein Feuer zu erhalten. Er schlüpfte hinein. Es war kühl und ruhig hier, das Licht war abgedreht worden, aber draußen wurde es zusehends heller. Zwischen den hellen, sauber gestapelten Papierrollen lief ein Mittelgang zu einer Tür am anderen Ende. Bond witterte Tod! Durch den Eingang schlich er zurück ins Freie. Draußen fielen nur mehr vereinzelt Schüsse. Colombo kam auf ihn zugelaufen, doch Bond befahl in bestimmtem Ton: »Bleiben Sie an dieser Tür! Gehen Sie nicht hinein, lassen Sie auch keinen Ihrer Leute durch! Ich seh mir die Sache erst von außen an!« Ohne die Antwort abzuwarten, lief er um die Ecke und die Seitenwand des Schuppens entlang.

Das Lagerhaus war etwa fünfzehn Meter lang. Bond wurde langsamer und schlich sich zur hinteren Ecke. An die Wellblechwand gepreßt, warf er einen raschen Blick daran vorbei – und fuhr zurück. Vor dem Hintereingang stand eine Gestalt und spähte durch ein Guckloch ins Schuppeninnere. In der Hand hielt sie einen Zündapparat, von dem Drähte unter die Tür hineinliefen. Ein schwarzes Lancia-Granrurismo-Kabriolett mit offenem Verdeck und laufendem Motor stand nebenan für den Mann bereit. Es war Kristatos!

Bond kniete nieder. Um sicherer zielen zu können, packte er die Pistole mit beiden Händen, schob sich rasch um die Gebäudeecke herum und feuerte auf die Füße des Mannes. Daneben! Aber während er den Sand noch aufstäuben sah, traf ihn unter dem Donner der Explosion die Wellblechwand und schleuderte ihn zur Seite.

Bond raffte sich auf. Das Lagerhaus war eingesackt und begann jetzt rasselnd zusammenzustürzen – ein blechernes Kartenhaus. Kristatos saß schon im Wagen, war bereits zwanzig Meter weit, der Staub fegte von den Hinterrädern. Bond zielte sorgfältig: die Walther krachte dreimal. Beim letzten Schuß, schon auf fünfzig Meter Entfernung, gab es der Gestalt im Wagen einen Ruck, sie kippte nach hinten, die linke Hand fiel seitlich vom Lenkrad, der Kopf sank vornüber. Die rechte Hand blieb draußen, als wollte der Tote eine Rechtskurve anzeigen. Bond rannte die Straße hinauf, da er erwartete, der Wagen werde anhalten. Aber die Räder blieben in der Spur, und mit dem Gewicht des toten Fußes auf dem Gaspedal jagte der Lancia aufheulend im dritten Gang weiter. Bond gab die Verfolgung auf und sah ihm nach. Der Wagen fuhr auf der glatten Straße weiter, hinein in die ausgedörrte Ebene, und zog eine lustige Staubwolke hinter sich her. Bond vermeinte jeden Augenblick, ihn vom Weg abkommen zu sehen, aber nichts dergleichen geschah. Schließlich verschwand der Lancia im Dunst des frühen

Morgens, der einen schönen Tag versprach.

Bond sicherte die Pistole und verwahrte sie im Gürtel. Dann drehte er sich um. Eben kam Colombo heran. Begeistert grinsend warf der Dicke zu Bonds Schreck die Arme um ihn, drückte ihn an sich und küßte ihn auf beide Wangen.

»Um Himmels willen, Colombo!«

Colombo konnte sich nicht fassen vor Lachen. »Seht euch nur den kaltblütigen Engländer an! Nichts fürchtet er so sehr wie Gefühlsausbrüche! Aber ich« – er schlug sich auf die Brust – »ich, Enrico Colombo, liebe diesen Mann und schäme mich nicht, es zu sagen! Hättest du den MG-Schützen nicht erwischt – keiner von uns war heil herausgekommen! Auch so hab ich zwei Mann verloren, und etliche sind verwundet. Aber von den Albanern ist nur mehr ein halbes Dutzend auf den Beinen! Sie sind davongerannt, ins Dorf. Dort wird die Polizei sie schon erwischen! Und jetzt hast du noch dieses Schwein Kristatos zur Hölle geschickt – gleich per Auto! Was für ein herrliches Ende! Was wird wohl passieren, wenn der Leichenrennwagen auf die Hauptstraße kommt? Er zeigt ja schon die Rechtseinfahrt an, hoffentlich vergißt er sie nicht!« Begeistert hieb Colombo Bond auf die Schulter. »Aber komm jetzt, Freund! Es ist Zeit, daß wir verschwinden. Die Ventile des Albanesen sind geöffnet, bald wird er auf Grund sein. Hier gibt's kein Telefon, das läßt uns einen schönen Vorsprung vor der Polizei. Es wird auch seine Zeit dauern, bis sie was Vernünftiges aus den Fischern herausgebracht haben, denn von denen hat keiner was für die Albaner übrig. Aber wir müssen fort. Wir haben eine steife Brise, und diesseits von Venedig traue ich keinem Arzt!«

Aus dem eingestürzten Lagerhaus züngelten schon die Flammen. Der aufsteigende Rauch stank nach süßlichem Gemüse. Bond und Colombo gingen aus dem Wind und zu den Schiffen hinüber. Das Deck des albanischen Kutters war schon überspült – er saß auf Grund. Sie wateten darüber und kletterten an Bord der *Colombina*, wo des Händeschüttelns und Rückenklöpfens kein Ende war. Aber sie fuhren gleich ab und hielten auf die Landspitze zu, in deren Schutz der kleine Hafen lag. Eine Fischergruppe stand bei den an Land gezogenen Booten. Die Leute machten einen mürrischen Eindruck, aber als Colombo winkend etwas hinüberrief, winkten die meisten zum Abschied, und einer rief eine Antwort, die auf der *Colombina* eine Lachsalve auslöste. »Sie sagen«, erklärte Colombo, »wir waren besser als das Kino in Ancona und sollen bald wiederkommen.«

Bond spürte, wie jetzt die Spannung von ihm abfiel. Plötzlich fühlte er sich schmutzig und unrasiert, roch er seinen eigenen Schweiß. So ging er unter Deck, borgte sich ein Rasiermesser und ein reines Hemd und begab sich in seine Kabine.

Bei einem Berg gebratener Eier mit Speck, den sie mit dem heißen, süßen Rumkaffee hinunterspülten, setzte Colombo den Schlußpunkt hinter seine

Geschichte.

»Was wir da erledigt haben, mein Freund«, sagte er mit kauendem Mund, »war das Jahreskontingent an Rohopium für Kristatos' chemische Fabrik in Neapel. Es stimmt schon, auch ich habe ein solches Geschäft, wo ich viele meiner Waren einlagere. Aber wir erzeugen höchstens Cascara und Aspirin! Für den weiteren Teil der Geschichte braucht man also für meinen Namen nur den von Kristatos einzusetzen. Er machte das Heroin aus dem Zeug! Er hat es durch seine Kuriere nach London transportieren lassen! Die riesige Ladung heute war vielleicht eine Million Pfund wert. Aber weißt du auch, mein lieber James, was sie *ihn* gekostet hat? Keinen einzigen Cent! Und warum? Weil es eine Russenspende für England war, von den Mohnfeldern im Kaukasus über Albanien frei Haus hierhergeliefert. Kristatos hatte nur für den nötigen Transportapparat nach England zu sorgen. Und *wir* haben heute in einer knappen halben Stunde diese ganze Verschwörung zunichte gemacht! Jetzt kannst du heimfahren und deinen Leuten in England sagen, daß der Schmuggel aufhören wird. Ob der russische Geheimdienst dahintersteckt, das kann ich dir nicht sagen. Aber vielleicht, mein lieber James« – Colombo lächelte ermunternd – »wird man dich nach Moskau schicken, um das herauszubekommen! Dann kann ich dir nur wünschen, daß dich auch dort ein so reizendes Mädchen auf die richtige Spur bringt, wie bei uns deine Freundin Liesl Baum!«

»*Meine* Freundin? Es ist doch deine!«

Colombo schüttelte den Kopf. »Mein lieber James, ich hab viele Freundinnen! Aber du bleibst jetzt noch ein paar Tage in Italien, mußt deinen Bericht schreiben und« – er lachte – »manches von dem nachprüfen, was ich dir erzählt habe. Vielleicht wirst du deinen Freunden vom amerikanischen Geheimdienst auch erklären müssen, wie's im Leben *wirklich* zugeht! Aber in der Zwischenzeit wirst du Gesellschaft brauchen – jemanden, der dir die Schönheiten meiner Heimat zeigt. In barbarischen Ländern ist es noch heute Sitte, einem Gast, den man ehren will, eine seiner Frauen zu schenken. Nun, auch ich bin ein Barbar, obzwar nicht verheiratet. Aber ich habe eine Menge Freundinnen wie Liesl Baum. Ihr brauch ich erst gar nichts weiter zu sagen! Sicher wartet sie schon sehnsüchtig auf deine Rückkehr! Ich weiß, was ich weiß!« Colombo suchte in seinen Hosentaschen und warf dann etwas Klirrendes vor Bond auf den Tisch. »Da!« sagte er, führte eine Hand ans Herz und blickte Bond ernst in die Augen. »Mir kommt es von Herzen – und vielleicht auch ihr.« Bond nahm das Ding auf. Es war ein Schlüssel mit schwerem Metallschild: ALBERGO DANIELLI, Zimmer 68 stand darauf.

Die Hildebrand-Rarität

Der Stachelrochen hatte zwei Meter Spannweite und maß von seiner stumpfen Nase bis zum tödlichen Schwanzende drei Meter. Sein Dunkelgrau spielte ins Violett, was in der Unterwasserwelt oft auf Gefahr deutet. Als er sich von dem gelben Sandgrund löste und eine Strecke weit schwamm, glich er einem durchs Wasser gezogenen schwarzen Handtuch.

James Bond, die Arme an den Körper gelegt und die Schwimmflossen nur leise bewegend, war hinter dem durch die weite, palmenumsäumte Lagune gleitenden Schatten her und wartete auf eine günstige Schußgelegenheit. Außer zu Eßzwecken tötete er Fische nur selten, aber es gab Ausnahmen: die großen Muränenaale zählten dazu und alles, was zur Familie der Skorpionfische gehörte. Und jetzt wollte er diesem böseartig aussehenden Stachelrochen den Garaus machen.

Es war ein Aprilmorgen, und das Wasser der Belle-Anse-Lagune an der Südspitze von Mahé, der Hauptinsel in der Seychellengruppe, war glasklar. Der Nordwestmonsun hatte sich schon vor Monaten gelegt, und der Südostmonsun würde erst wieder im Mai Abkühlung bringen. Jetzt aber zählte man dreißig Grad im Schatten bei einer Luftfeuchtigkeit von neunzig, und in der Abgeschlossenheit der Lagune war das Wasser nahezu handwarm. Sogar die Fische schienen träger als sonst. Ein etwa fünf Kilo schwerer, grüner Papageiefisch unterbrach nur kurz seine Algenmahlzeit an einem Korallenbüschel, rollte die Augen, als Bond über ihn wegschwamm, und begann wieder zu fressen. Ein entgegenkommender Schwärm fetter grauer Karpfenfische teilte sich, ließ Bond durch und schloß sich wieder hinter ihm, um seinen Gegenkurs fortzusetzen. Nicht einmal die sonst so scheuen Tintenfische fanden es der Mühe wert, bei Bonds Vorbeikommen ihre Tarnfarbe zu ändern.

Langsam schwamm Bond weiter, den Stachelrochen gerade noch in Sicht. Bald würde das Tier ermüden oder sich beruhigen, weil Bond, dieser große Fisch über ihm, nicht angriff. Er würde sich auf einem ebenen Sandfleck zur Ruhe legen, sich so hell wie möglich machen, fast durchscheinend grau, und sich dann mit den sanften Wellenbewegungen seiner Flügelenden in den Sand eingraben.

Das Riff war jetzt näher, und es tauchten weitere Korallenbüschel und Seegrasflächen auf. Es war fast, als näherte man sich aus offenem Land einem belebteren Wohngebiet. Überall schimmerte und glitzerte es von schmucken Felsenfischen, und die riesigen Seeanemonen des Indischen Ozeans leuchteten flammengleich in den Schatten. Kolonien stacheliger Seegurken bildeten sepiafarbene Flecke, und die leuchtendblauen und gelben Fühler der Langusten

tasteten suchend aus den Felsspalten. Da und dort schimmerte zwischen dem Seegrass eine gescheckte Kaurimuschel hervor, und einmal erblickte Bond sogar die schönen, gespreizten Finger eines Venusfächers.

Aber all diese Dinge bedeuteten ihm für den Augenblick nichts; er schwamm stetig voran, das Riff interessierte ihn nur als Deckung, unter der er dem Rochen den Seeweg abzuschneiden hoffte, um ihn dann küstenwärts verfolgen zu können. Das Manöver glückte, und bald glitt der schwarze Schatten mit seinem braunen Verfolger wieder durch den großen, blauen Spiegel der Lagune zurück. Dann, in etwa vier Meter Tiefe, blieb der Rochen zum vielleicht hundertstenmal stehen. Auch Bond verhielt wassertretend auf der Stelle. Vorsichtig hob er den Kopf übers Wasser und entleerte seine Schutzbrille. Als er aber wieder hinunterspähte, war der Rochen verschwunden.

Bond hatte ein Champion-Harpunengewehr mit doppeltem Gummi. Die Harpune lief in eine nadelscharfe Dreizackspitze aus und hatte nur geringe Reichweite, war aber für die Jagd im Riffgebiet das beste. Bond schob die Sicherung hinauf und schwamm langsam weiter, die Flossen möglichst geräuschlos bewegend und bemüht, die ringsum verschwimmenden Grenzen des großen Lagunenbereichs zu durchdringen. Er suchte das Wasser nach jeder größeren, lauernnden Form ab, denn es war nicht gut, einen Hai oder großen Barracuda zum Zeugen eines Jagderfolgs zu haben. Fische können schreien, wenn sie verletzt werden, aber auch sonst lockt ihre Wirbelbewegung und ihr Blut die Aasfresser an. Doch kein lebendes Wesen war zu sehen, und nur der Sand erstreckte sich bühnengleich bis in die verschwommenen Kulissen hinein.

Jetzt! Bond sah die schwachen Konturen auf dem Grund sich abzeichnen. Er schwamm, bis er direkt darüber war, blieb dann reglos an der Oberfläche liegen und blickte hinunter. Im Sand des Grundes ging eine fast unmerkliche Bewegung vor sich: das waren die beiden winzigen Atmungsströme über den nüsternartigen Öffnungen der Atemkanäle! Und dahinter war die leichte Anschwellung des Körpers erkennbar. Bond hatte sein Ziel vor sich! Zwei Zentimeter hinter den Atemlöchern mußte er es treffen. Er berechnete das mögliche Aufwärtspeitschen des Schwanzes, senkte langsam das Gewehr und drückte ab.

Eine Sanderuption erfolgte, die Bond einen beängstigenden Augenblick lang jeder Sicht beraubte. Dann zerrte es an der Harpunenleine, der Rochen erschien und schwamm davon, immer wieder mit dem Schwanz in Reflexbewegungen um sich schlagend. An seinem Schwanzende waren die scharfen Giftstacheln gut erkennbar, jene Stacheln, denen der Sage nach Odysseus zum Opfer fiel, und von denen Plinius berichtet, sie könnten sogar Bäume vergiften. Hier, im Indischen Ozean, wo die Seetiere am giftigsten sind, bedeutete schon ein einziger Kratzer dieses giftigen Rochenstachels den sicheren Tod!

Vorsichtig und stets auf die Spannung der Leine achtend schwamm Bond

hinter dem wütend um sich schlagenden Fisch her. Dabei hielt er sich seitlich, um die Leine von den Schwanzhieben fernzuhalten. Aus dem Schwanz dieser Stachelrochen verfertigten einst die Sklaventreiber des Indischen Ozeans ihre Peitschen. Heute ist der Besitz solcher Peitschen auf den Seychellen bei Strafe verboten, aber innerhalb der Familien werden sie zur Züchtigung untreuer Frauen weitervererbt, und wenn bekannt wird, daß eine Frau *a eu la crapule*, wie der Rochen auf provenzalisch heißt, so bedeutet das, daß diese Frau während der folgenden Woche nicht zu sehen sein wird.

Die Schwanzschläge des Rochens waren jetzt schwächer geworden, Bond schwamm ihm nun voran und zog ihn hinter sich her, der Küste zu. Im seichten Wasser wurde das Tier schlaff, so daß Bond es ohne Schwierigkeit ans Trockene und ein Stück den Strand hinaufziehen konnte. Dennoch hielt er sich in sicherer Entfernung. Er tat gut daran, denn plötzlich schnellte der Riesenrochen senkrecht in die Luft. Bond sprang zur Seite, der Rochen fiel auf den Rücken und lag nun mit dem weißen Bauch nach oben in der Sonne, aus seinem häßlichen Sichelmaul japsend und schnaubend.

Unschlüssig stand Bond da und blickte auf den Rochen. Was war jetzt zu tun?

Ein kleiner dicker, in Khaki gekleideter Europäer kam von den Palmen durch die umherliegenden Seetrauben und in der Sonne dorrhenden Meerespflanzen auf Bond zu. Als er nahe genug heran war, rief er laut lachend: »Sieh mal an, ›Der alte Mann und das Meer! Wer hat da wen gefangen?«

Bond wandte sich nach ihm um. »Natürlich! Der einzige Mann auf der Insel, der *keine* Machete bei sich trägt! Fidèle, sei so nett und ruf einen deiner Leute her! Dieses Vieh da will nicht krepieren, und ich muß doch wieder zu meiner Harpune kommen!«

Fidèle Barbey, der jüngste jener ungezählten Barbeys, denen nahezu alles auf den Seychellen gehört, trat herzu und blickte auf den Rochen nieder. »Das ist ein guter! Zum Glück hast du ihn an der richtigen Stelle getroffen, sonst war er mit dir übers Riff gegangen und du hättest deinem Gewehr nachsehen können! Diese Viecher sind verdammt zäh! Aber komm jetzt, ich soll dich zurück nach Victoria bringen, dort wartet etwas Angenehmes auf dich. Um das Gewehr kann sich einer von meinen Leuten kümmern. Legst du Wert auf den Rochenschwanz?«

Bond mußte lachen. »Keinen Bedarf – bin nicht verheiratet«, sagte er. »Aber wie war's mit *raie au beurre noir* heute abend?«

»Heute abend nicht, mein Lieber! Jetzt komm schon! Wo hast du deine Kleider?«

Im Kombiwagen, auf der Fahrt über die Küstenstraße, sagte Fidèle: »Hast du jemals von einem Amerikaner namens Milton Krest gehört? – Nun, offenbar gehören ihm die Krest-Hotels und etwas, das Krest-Stiftung heißt. Und vor

allem gehört ihm die verdammt feinste Jacht im ganzen Indischen Ozean! Gestern ist sie eingelaufen, heißt *Wavekrest*, hat an die zweihundert Tonnen und ist dreißig Meter lang. Alles inklusive, von der schönen Frau bis zum Transistorplattenspieler in Kardanaufhängung gegen hohen Seegang! Zolltiefe Spannteppiche, überall Klimaanlage, die einzigen trockenen Zigaretten diesseits von Afrika und den besten Champagner nachdem Frühstück seit meinem letzten Parisbesuch!« Fidèle Barbey lachte begeistert. »Mein Lieber, das ist dir vielleicht ein Schiffchen – und sollte Mr. Krest auch ein zehnfacher Halunke sein – wen braucht das schon zu kümmern?«

»Wen kümmert das überhaupt? Und was hat das mit dir zu tun – oder meinethalben mit *mir*?«

»Nur das eine, mein Lieber, daß wir ein paar Tage mit Mr. Krest auf seiner Jacht verbringen werden – und mit Mrs. Krest, der *schönen* Mrs. Krest! Ich habe ihm versprochen, das Schiff nach Chagrin zu bringen – nach jener Insel, von der ich dir erzählt habe. Sie liegt bei den Afrikabänken, und unsere Familie wußte mit ihr nie was Rechtes anzufangen, außer, daß es dort Tölpeleier gibt. Das Ganze liegt nur einen Meter überm Wasser. Ich war schon seit fünf Jahren nicht mehr dort, aber dieser Krest will unbedingt hin. Er sammelt Meeresfauna, das hat irgendwas mit seiner Stiftung zu tun, und es soll da so einen verdammt kleinen Fisch geben, der angeblich nur in Gewässern um Chagrin heimisch ist. Zumindest sagte mir Krest, das einzige Exemplar der Welt komme von dort.«

»Klingt ein bißchen komisch. Und was hab *ich* damit zu tun?«

»Nun, ich weiß doch, daß dir hier fad ist, und weil du erst in einer Woche abfährst, sagte ich ihm, du seist die hiesige Unterwasserkanone. Wenn der Fisch dort wäre, würdest du ihn finden, und überhaupt würd' ich ohne dich nicht mitkommen. Mr. Krest war einverstanden. So steht die Sache. Und weil ich dich irgendwo hier an der Küste vermutet habe, bin ich herübergefahren. Als mir dann einer der Fischer erzählte, ein verrückter Weißer versuche bei Belle Anse Selbstmord zu begehen, wußte ich, das konntest nur du sein.«

Bond lachte. »Nicht zu glauben, wieviel Angst diese Insulaner vor der See haben! Man sollte doch meinen, sie hätten sich mit der Zeit daran gewöhnt. Kaum einer auf den Seychellen kann auch nur schwimmen!«

»Das ist die Schuld der katholischen Kirche. Sie will nicht, daß die Leute sich ausziehen. Blöd, aber so ist es. Und was die Angst betrifft, so darfst du nicht vergessen, daß du erst seit einem Monat hier bist. Ja, Haie, Barracudas – aber du hast noch keinen hungrigen getroffen! Und erst die Drachenköpfe! Hast du schon gesehen, wie das ist, wenn jemand auf einen Drachenkopf tritt? Der Körper krümmt sich vor Schmerz nach hinten wie ein Bogen, und manchmal treten buchstäblich die Augen aus ihren Höhlen. Und es ist fast immer tödlich.«

Mitleidlos sagte Bond: »Dann sollen sie eben Schuhe anziehen oder sich die Füße einbinden, bevor sie aufs Riff gehen. Im Indischen Ozean gibt's nun einmal solche Fische, und die Riesenmuscheln noch dazu. Es ist doch zu dumm, alle stöhnen hier über ihre Armut, und dabei wimmelt das Wasser von Fischen! An diesen Felsen gibt es fünfzig Arten Kaurimuscheln. Damit ließe sich doch eine Menge verdienen!«

Fidèle Barbey lachte laut heraus. »Macht Bond zum Gouverneur! Das werd' ich bei der nächsten Sitzung vorschlagen! Der Mann für den Posten – weitblickend, ideenreich, schwungvoll. Kauris! Fabelhaft. Saniert mit Kaurimuscheln erstmals seit der Patschulikonjunktur das Budget! ›Kauft Seemussheln aus der Muschelsee!‹ – das wird ein Slogan! Ich will sehen, daß du den Posten kriegst – dann bist du im Handumdrehn *Sir James!*«

»Mehr Geld würd' es schon bringen, als mit Verlust Vanille anzubauen.« So stritten sie unbeschwert weiter, bis die Palmenhaine den riesenhaften Drachenbäumen an der Peripherie von Mahés zusammengewürfelte Hauptstadt wichen.

Fast einen Monat war es nun her, daß M Bond eröffnet hatte, er werde ihn auf die Seychellen schicken. »Die Admiralität hat Scherereien mit ihrem neuen Flottenstützpunkt auf den Malediven. Aus Ceylon werden Kommunisten eingeschleust. Streiks und Sabotage sind die Folge – die üblichen Sachen eben. Möglicherweise muß man das ganze Unternehmen abschreiben und sich auf die Seychellen zurückziehen. Das ist tausend Meilen weiter südlich, aber wesentlich sicherer. Man will keine neuen Enttäuschungen mehr erleben. Nun bezeichnet das Kolonialministerium die Seychellen zwar als absolut sicher, aber ich war trotzdem dafür, jemanden hinzuschicken, der sich ein eigenes Bild von der Sachlage machen soll. Denn als Makarios vor einigen Jahren dort interniert war, hatte es eine ganze Reihe von Unsicherheitsfaktoren gegeben – japanische Fischerboote kreuzten in der Nähe, es gab ein, zwei geflüchtete Verbrecher aus England, und dann eben die starke Bindung an Frankreich. Fahren Sie also hin und sehen Sie sich um.« M sah durchs Fenster in den wirbelnden Märzenschnee hinaus. »Und kriegen Sie keinen Sonnenstich!«

Bonds Bericht, der als einzige Gefahr auf den Seychellen die Schönheit und Bereitwilligkeit ihrer weiblichen Einwohner bezeichnete, war schon vor einer Woche fertig gewesen. Seither gab es für ihn nichts anderes mehr zu tun, als auf die *Kampala* zu warten, die ihn nach Mombasa bringen sollte. Alles hing ihm zum Hals heraus: die Hitze, die schlaffen Palmen, das klagende Geschrei der Seeschwalben und die endlosen Gespräche über Kopra. So war es kein Wunder, daß die bevorstehende Abwechslung ihn begeisterte.

Bond hatte seine letzte Woche im Haus der Barbey's verbracht. Nachdem sie dort ihre Koffer geholt hatten, fuhren sie hinaus zum Long Pier und stellten den

Wagen im Zollschuppen ein. Die Jacht lag weißleuchtend eine halbe Meile weiter draußen. Sie nahmen eine Piroge mit Außenbordmotor und fuhren durch die spiegelglatte Bucht und den Riffdurchgang zu ihr hinaus.

Die *Wavekrest* war kein elegantes Schiff – Decksbreite und Aufbauten verdarben ihre Linie –, aber Bond erkannte auf den ersten Blick, daß hier Zweckmäßigkeit vor Schönheit ging und daß dieses Schiff für eine Weltreise und nicht nur für die Florida Keys gebaut war. Es schien verlassen, aber als das Boot längsseits kam, erschienen an der Leiter zwei elegante Matrosen in Weiß, um mit Bootshaken die schäbige Piroge von dem schimmernden Jachtanstrich fernzuhalten. Nachdem sie die beiden Koffer in Empfang genommen hatten, schob einer von ihnen eine Aluminiumtür auf und ließ die Ankömmlinge eintreten. Ein Luftzug wie aus einem Eiskeller schlug ihnen entgegen, als sie die paar Stufen zum Gesellschaftsraum hinunterstiegen.

Der Raum war leer. Nichts in ihm erinnerte an eine Schiffskabine, so reich und komfortabel war er ausgestattet. Die Fenster hinter den halbgeschlossenen Jalousien hatten Normalgröße, ebenso die tiefen Fauteuils um den niedrigen Tisch. Der Teppich war vom tiefsten hellblauen Velours, die Wände trugen silbrigschimmernde Holztafelung, die Decke war in gebrochenem Weiß gehalten. Auf einem Schreibtisch befand sich neben den üblichen Sdireibutensilien ein Telefon, und neben dem großen Plattenspieler stand eine Anrichte mit Drinks. Über der Anrichte hing ein offensichtlich echter Renoir – das Porträt eines dunkelhaarigen Mädchens in schwarz-weißgestreifter Bluse. Eine große Schale voll blauer und weißer Hyazinthen und die Reihe sauber aufgelegter Illustrierten verstärkten noch den Eindruck, daß man sich an Land befände.

»Na, hab ich zuviel gesagt, James?«

Verneinend schüttelte Bond den Kopf. »So läßt sich's leben auf See«, sagte er anerkennend. »Man nimmt sie einfach nicht zur Kenntnis.« Tief sog er die Luft ein. »Endlich wieder frische Luft! Beinah weiß ich schon nicht mehr, wie das ist!«

»Frische Luft haben Sie draußen, mein Lieber. Die da ist aus der Dose.« Milton Krest war leise eingetreten und stand nun vor ihnen. Er wirkte zäh, robust und schien anfangs der Fünfzig zu sein. Die ausgebleichten Blue jeans, der Uniformschnitt seines Hemds und der breite Ledergurt verrieten, daß er es liebte, schneidig auszusehen. Die hellbraunen Augen in dem wetterharten Gesicht blickten schläfrig, ja arrogant, die Mundwinkel waren nach unten gezogen, was Humor oder Geringschätzung bedeuten konnte – wohl eher das zweite –, und seine Worte klangen so hingeworfen, wie man einem Kuli das Trinkgeld hinwirft.

Überhaupt empfand Bond diese Stimme als das merkwürdigste an dem Mann. Sie erinnerte ungemein an jene des verstorbenen Humphrey Bogart – dasselbe sanfte, sympathische Durch-die-Zähne-Lispeln. Bond musterte den Mann genau,

vom kurzen, graumeliert-schütterten Haar seines Rundkopfs über die Adler- und Ankertätowierung des rechten Unterarms bis hinunter zur Lederhaut der nackten, in breitbeiniger Seemannsstellung auf den Teppich gesetzten Füße. Der fühlt sich wie von Hemingway erfunden, dachte er. Ein widerlicher Kerl!

Krest trat näher und bot ihm die Hand: »Bond? Sind das Sie? Freut mich, daß Sie an Bord sind, Sir.«

Bond begegnete dem erwarteten Handzerquetschen mit gestrafften Muskeln. »Freitaucher oder Aqualunge?«

»Frei – und nicht sehr tief. Nur als Hobby.«

»Was treiben Sie sonst?«

»Bin im Staatsdienst.«

Krest lachte kurz und bellend auf. »Staat« und »Dienst! Ihr Engländer seid doch verdammt noch mal die besten Butler und Diener der Welt! Im Staatsdienst sagen Sie? Da werden wir gut miteinander auskommen! Staatsdiener hab ich besonders gern um mich!«

Das Aufklinken der Deckluke überhob Bond einer Antwort. Krest war einfach nicht mehr da beim Anblick dieses nackten, sonnenbraunen Mädchens, das jetzt die Treppe herabkam. Oder nein, sie war ja gar nicht nackt, der hellbraune, winzige Bikini sollte diesen Eindruck nur vortäuschen.

»Hallo, Schatz – wo hast du gesteckt? Ewig nicht gesehn! Da – das sind Mr. Barbey und Mr. Bond, die beiden Kerle, die mitkommen.« Krest wies auf das Mädchen. »Und das, ihr beiden, ist Mrs. Krest. Die fünfte – und damit niemand sich was einbildet, sie liebt Mr. Krest wirklich; nicht wahr. Schatz?«

»Aber Milt! Das weißt du doch!« Mrs. Krest lächelte ein nettes Lächeln. »Guten Tag, Mr. Barbey, und auch Sie, Mr. Bond! Fein, daß Sie mitkommen – wie wär's mit einem Drink?«

»Moment, Moment, Schatz! Vielleicht überläßt du das mir – schließlich ist es ja *mein* Schiff! Ja?« Krest sagte es ganz sanft und freundlich.

Seine Frau errötete. »Aber natürlich, Milt!«

»Na also. Es ist nur, daß man weiß, *wer* hier der Skipper ist!«

Das mokante Lächeln galt allen dreien. »Na denn, Mr. Barbey! *Wie* war übrigens Ihr Vorname? Fidèle? Auch ein Name – »der Treue!« spottete Krest. »Na also, Fido, was denken Sie: wollen wir beide auf die Brücke und den alten Kahn flottmachen, ja? Vielleicht lotsen Sie ihn ins freie Wasser, setzen den Kurs fest und übergeben dann an Fritz? Ich bin der Kapitän, er ist der Maat, und die zwei andern sind für Maschinenraum und Pantry. Alles Deutsche – verdammt die einzigen Seeleute, die's in Europa noch gibt! – Und jetzt Sie, Mr. Bond: Vorname James, wie? Möchten Sie Ihre öffentliche Dienstbarkeit nicht ein wenig an Mrs.

Krest bewähren? Sie können übrigens Liz zu ihr sagen. Helfen Sie ihr, die Sofas herzurichten und alles andere für die Drinks vorm Lunch. Sie ist auch einmal ein Limey gewesen, da könnt ihr euch über Piccadilly Circus und all die Lokale, die ihr kennt, nach Herzenslust ausquatschen. Okay? Und jetzt vorwärts, Fido!« Betont jugendlich sprang er die Treppe hinauf. »Machen wir, daß wir da 'rauskommen!«

Sobald die Luke zu war, stieß Bond vernehmlich die Luft aus. Mrs. Krest entschuldigte sich für ihren Mann: »Bitte, nehmen Sie seine Späße nicht zu ernst! Es ist eben seine Art von Humor, außerdem ist er ein Widerspruchsgeist und versucht gern, andere zu ärgern. Das ist zwar nicht schön von ihm, aber er meint's nicht bösl!«

Bond lächelte beruhigend. Wie oft mußte sie wohl ihre Gäste auf diese Weise beschwichtigen, nachdem Krest »seine Art von Humor« an ihnen erprobt hatte? Er sagte: »Wahrscheinlich muß man Ihren Mann erst näher kennenlernen. Ist er daheim in Amerika auch so?«

Ohne jede Bitterkeit sagte sie: »Nur mir gegenüber. Die Amerikaner mag er. Aber im Ausland gibt er sich immer so. Sein Vater war Deutscher, müssen Sie wissen, eigentlich Preuße. Von ihm hat er diese verrückte Ansicht, die Europäer seien alle dekadent und zu nichts mehr nütze. Diskutieren ist da sinnlos – er ist nun einmal so.«

Wieder einmal der alte Hunne, dachte Bond. Entweder er liegt am Boden, oder er tritt auf anderen herum. Laut fragte er: »Wie lange sind Sie schon verheiratet?«

»Seit zwei Jahren. Ich war Empfangsdame in einem seiner Hotels. Sie wissen ja, der Krest-Konzern gehört ihm. Mir kam es wie ein Märchen vor, als er mich damals heiratete. Manchmal glaub' ich noch heute, daß ich träume, daß das alles nicht wahr ist – dies hier zum Beispiel.« Sie wies auf den luxuriösen Raum. »Und er ist so gut zu mir, immer macht er mir Geschenke! In Amerika ist er ein bedeutender Mann, wissen Sie. Und es ist schön, überall wo man hinkommt, wie eine Fürstin behandelt zu werden.«

»Sicherlich. Und es schmeichelt ihm, nicht wahr?«

»O ja.« Ihr Lachen klang resignierend. »Er hat so seine Pascha-Allüren. Wenn nicht immer alles nach Wunsch geht, verliert er gleich die Geduld. Er sagt, wenn man sich hinaufgearbeitet hat, so hat man das Recht auf ein Luxusleben.« Mrs. Krest fand, daß sie allzu offen sprach und verbesserte sich: »Aber was red' ich da eigentlich? Das tönt ja, als wären wir schon jahrelang miteinander bekannt.« Sie lächelte beschämt »Wahrscheinlich liegt es daran, daß Sie Engländer sind – aber jetzt muß ich mir wirklich was anziehen! Ich hab nämlich an Deck ein Sonnenbad genommen.«

Mittschiffs unter Deck sprangen die Maschinen an. »Da, wir fahren ab! Wollen

Sie nicht vom Achterdeck die Ausfahrt erleben? In einer Minute bin ich bei Ihnen oben, ich möchte so viel von London hören! Hier entlang.« Sie ging voraus und schob die Tür auf. »Wenn Sie klug sind, sagen Sie, daß Sie hier schlafen wollen. Kissen gibt es genug, und die Kabinen sind nachts trotz der Klimaanlage etwas stickig.«

Bond bedankte sich, trat hinaus und schloß die Tür. Das Achterdeck war geräumig und mit Sisalbelag versehen. Um das Heck schloß sich im Halbkreis eine cremefarbene Polsterbank, Rohrstühle standen herum, und in der einen Ecke gab's eine Servierbar. War Krest ein Trinker? War es nur Einbildung, oder fürchtete Mrs. Krest sich vor ihm? Irgend etwas Gequältes, Sklavisches lag in ihrem Benehmen. Sie dürfte ihr »Märchen« ja auch teuer genug bezahlen müssen!

Bond blickte hinüber, wie die grünen Uferstreifen von Mahé langsam vorüberglitten. Das Schiff mochte etwa zehn Knoten Fahrt machen. Bald würden sie die Nordspitze hinter sich haben und in die offene See steuern. Das Auspuffgeräusch im Ohr, machte Bond sich müßige Gedanken über die schöne Mrs. Elizabeth Krest.

Sie sah aus wie ein Fotomodell – war es vielleicht sogar gewesen, ehe sie in der Hotelrezeption arbeitete. Keinesfalls war sie über dreißig, denn ihre Hübschheit – mehr war es nicht – schien noch nicht voll ausgereift. Das Schönste an ihr war das schwere, aschblonde Haar, aber sie machte nicht viel davon her, warf es nicht herum, spielte auch nicht in einem fort damit, wie sie ja auch sonst keinerlei Koketterie an den Tag legte. Ruhig und lammfromm stand sie vor ihrem Mann und blickte aus großen, klarblauen Augen zu ihm auf. Weder Lippenstift noch Nagellack, keine nachgezogenen Brauen. War das vielleicht Krests ausdrücklicher Wunsch? Wollte er ein deutsches Naturkind? Möglich. Bond zuckte die Achseln.

Auf jeden Fall waren sie ein kurioses Paar – er der Hemingway mittleren Alters mit Bogartstimme, sie das hübsche, ungekünstelte Mädchen. Dabei war Spannung zwischen ihnen!

Bond dachte daran, wie sie sich geduckt hatte, als ihr Mann sie in seiner forcierten Männlichkeit wegen der Drinks abkanzelte. Aber vielleicht war der Kerl impotent? Vielleicht war all dieses taktlos-forsche Getue nichts anderes als eine Ersatzhandlung? Nun, leicht würde es nicht sein, so etwas vier oder fünf Tage lang mitansehen zu müssen!

Während die schöne Inselsilhouette steuerbords hinwegglitt, schwor Bond, sich nicht aus der Ruhe bringen zu lassen. Wie nannten das die Yankees gleich? »Seine Därme fressen!« Es würde eine Art seelischer Übung für ihn sein: fünf Tage lang »seine Därme zu fressen« und sich von diesem Scheißkerl die Fahrt nicht verderben zu lassen!

»Na, mein Lieber, immer hübsch bequem?« Vom Bootsdeck sah Krest aufs Achterdeck herunter. »Was haben Sie bei meiner Frau getrieben? Ihr bei der Arbeit zugesehen, was? Warum auch nicht, dazu sind Sie ja hier, was? Wollen Sie sich das Schiff ansehen? Fido ist jetzt am Steuer, da hab ich nichts zu tun.« Ohne die Antwort abzuwarten, bückte sich Krest und sprang herunter aufs Achterdeck.

»Mrs. Krest zieht sich um«, sagte Bond. »Das Schiff würd' ich mir ganz gern ansehen.«

Krest fixierte Bond auf seine harte, abschätzende Art. »Na schön. Zunächst die Daten: Gebaut auf der Bronsonwerft, deren Hauptaktionär ich zufällig bin. So bekam ich genau, was ich wollte. Entworfen von Rosenblatts, den besten Marinearchitekten. Länge dreißig Meter, Breite sechseinhalb, Tiefgang zwei Meter. Zwei Superior-Diesel zu je 500 PS, Höchstgeschwindigkeit vierzehn Knoten, Reichweite bei acht Knoten zweieinhalbtausend Meilen. Durchgehende Klimaanlage, die Carrier Corporation hat dafür zwei spezielle Fünf-Tonnen-Aggregate entwickelt. Getränke und Tiefkühlproviand für einen Monat. Frischwasser brauchen wir nur für die Bade- und Duschanlagen. Wir gehen jetzt nach vorn zu den Mannschaftsquartieren, dann erst nach achtern. Und noch eines, Jim!«

Krest stampfte auf dem Deck auf. »Dies ist der Boden, auf dem wir stehen! Hier befehle *ich*! Und wenn ich will, daß jemand mit etwas aufhört, das mir nicht paßt, so sag ich bloß ›Schluß jetzt!‹ – und er hört auf. Haben Sie das mitgekriegt, Jim?«

Bond blieb liebenswürdig. »Ich habe nichts dagegen. Sie ist *Ihr* Schiff.«

»Es ist mein Schiff!« korrigierte Krest. »Das ist *auch* so ein verdammter Blödsinn, aus einem Holz- und Schrotthaufen immer gleich ein Weib zu machen! Trotzdem, gehen wir jetzt. Ihrem Kopf passiert schon nichts, die lichte Höhe ist überall zwei Meter.«

Bond folgte Krest durch den schmalen Gang, der das ganze Schiff durchlief, und äußerte eine halbe Stunde lang die passenden Kommentare zu der gewiß schönsten und luxuriösesten Yacht, die er je gesehen hatte. Bis ins kleinste war hier besondere Bequemlichkeit die Richtschnur gewesen. Sogar das Bad und die Duschen für die Mannschaft hatten Normalmaß, und die Kombüse aus rostfreiem Stahl – »Küche« nannte sie Krest – war so groß wie dessen Wohnkabine. Er öffnete diese, ohne anzuklopfen. Liz Krest saß am Toilettentisch. »Du hier, Schatz?« fragte er mit seiner leisen Stimme. »Ich dachte, du seist schon draußen und richtest die Drinks? Brauchst ein bißchen lange zum Anziehen! Machst dich für Jim wohl besonders elegant, was?«

»Bitte entschuldige, Milt! Ich war schon im Gehen, da hat ein Reißverschluß

geklemmt.« Die junge Frau raffte ihr Schminktäschchen auf, eilte zur Tür und schritt, den beiden Männern nervös zulächelnd, hinaus.

»Vermontbirkenmöbel, Kristalllampen, mexikanische Knüpftteppiche. Das Seestück dort an der Wand ist übrigens ein echter Montague Dawson ...« Krest zählte weiter auf, aber Bonds Aufmerksamkeit wurde von etwas anderem gefesselt: fast davon verdeckt, hing neben dem Nachttisch auf Krests Seite des geräumigen Doppelbetts eine dünne, meterlange Peitsche mit geflochtenem Ledergriff. Es war der Schwanz eines Stachelrochens.

Wie zufällig trat Bond hinzu und nahm die Peitsche auf. Den stacheligen Knorpel entlangstreichend – schon diese leichte Berührung schmerzte – sagte er: »Wo haben Sie denn *das* her? Erst heute früh hab ich eins von diesen Biestern erlegt.«

»Bahrain. Die Araber dort hauen damit ihre Weiber.« Krest schien belustigt. »Bisher hat bei Liz stets ein einziger Hieb genügt. Großartige Wirkung! Wir nennen es nur ›meinen Korrektor.‹«

Bond hängte das Ding wieder an die Wand. Er blickte Krest scharf an und sagte: »Auf den Seychellen – und die Kreolen dort sind üble Kunden – ist sogar der Besitz solcher Peitschen verboten, vom Gebrauch erst gar nicht zu reden!«

Krest ging zur Tür und sagte ungerührt: »Dieses Schiff ist US-Territorium. Holen wir uns jetzt was zu trinken!« Krest trank vor dem Essen drei doppelte *bullshots* – das ist Wodka in geeistem Konsommee – und zum Essen Bier. Seine hellen Augen wurden wohl etwas dunkler und begannen zu glänzen, aber die lispelnde Stimme blieb nach wie vor ausdruckslos. Er bestritt die Unterhaltung ganz allein, indem er den Zweck dieser Fahrt erläuterte.

»Seht mal, Burschen«, sagte er, »die Sache ist die: in den Staaten haben wir dieses Stiftungssystem für die Reichen. Will man sein Geld nicht Onkel Sam in den Rachen werfen, so gründet man eine Stiftung – wie diese Krest-Stiftung – zu wohltätigen Zwecken. Damit ist es steuerfrei. Darum hab ich so zirka zehn Millionen Dollar in die Krest-Stiftung gesteckt, und da ich gern mit einer Jacht herumfahre und mir die Welt anschau, hab ich mir für zwei von diesen zehn Millionen diese Jacht gebaut und dem Smithsonian-Institut – das ist unser großes naturwissenschaftliches Institut – gesagt, ich wolle in der ganzen Welt seltene Exemplare für sie sammeln. Auf diese Weise bin ich eine wissenschaftliche Expedition, versteht ihr? So hab ich jedes Jahr drei Monate lang die herrlichsten Ferien, die mich überdies keinen roten Heller kosten!«

Beifallheischend blickte Krest in die Runde. »Klar?«

Zweifelnd warf Fidèle Barbey ein: »Das klingt zwar bestechend, Mr. Krest, aber sind diese seltenen Exemplare denn so leicht zu finden? Soviel ich weiß, möchte das Smithsonian einen Riesenpanda und eine Seemuschel! Werden Sie

erfolgreich sein, wo das Institut versagt hat?«

Krest schüttelte mitleidig den Kopf. Besorgt sagte er: »Mein Lieber, ich glaube gar, Sie sind von gestern! Mit Geld geht *alles*. Einen Panda? Bitte schön, kauft man ihn eben von irgend so einem verdammten Zoo, der die Zentralheizung für sein Terrarium nicht erschwingen kann, der ein neues Tigergehege braucht oder dergleichen! Die Seemuschel? Man sucht nicht sie, sondern einen Mann, der sie schon hat! Dem bietet man so viel von dem Scheißgeld, daß er sie verkauft, auch wenn er ihr dann wochenlang nachflennt. Jaa – manchmal gibt's natürlich kleine Scherereien mit den Regierungen, wenn irgend so ein Drecksvieh unter Naturschutz steht. Na schön, ich geb Ihnen ein Beispiel: Gestern komm ich hierher zu euch, weil ich einen schwarzen Papagei von der Insel Praslin möchte, eine Riesenschildkröte aus Aldabra und die ganze Serie eurer Kauris. Ja, und natürlich auch noch diesen Fisch! Papagei und Schildkröte stehen unter Naturschutz. Na, ich sprech' noch am selben Abend bei eurem Gouverneur vor, nachdem ich mich vorher in der Stadt informiert habe. Ex'lenz, sag ich, wie ich höre, möchten Sie ein Schwimmbad bauen, damit die hiesigen Kinder schwimmen lernen können. Okay, mach ich, die Krest-Stiftung stellt das Geld zur Verfügung! Wieviel soll's denn sein, fünftausend, zehntausend? Okay, also zehntausend, hier ist der Scheck. Und ich schreib' ihn vor seinen Augen aus. Ja – noch eine Kleinigkeit, Ex'lenz, sag ich, bevor ich den Scheck aus der Hand gebe. Ich hätte da gern so ein Exemplar dieses schwarzen Papageis, der hier vorkommt, und auch eine von diesen Aldabra-Schildkröten! Stimmt es, daß die unter Naturschutz stehen? Nun, würd' es Ihnen was ausmachen, falls ich je ein Exemplar davon für das Smithsonian nach Amerika mitnähme? Na, nach dem gewissen Hin und Her, und da er sieht, daß es doch für das Smithsonian sein soll – und ich außerdem den Scheck nicht aus der Hand lasse –, schütteln wir uns diese, das Geschäft ist gemacht, und alle sind zufrieden. – Weiter: auf dem Rückweg halt' ich mich noch etwas in der Stadt auf und regle das Nötige mit Ihrem netten Händler, diesem Mr. Abendana, damit er für mich den Papagei und die Schildkröte besorgt und inzwischen verwahrt. Dabei bring ich die Rede von ungefähr auf Kauris. Zufällig hat nun dieser Mr. Abendana diese Drecksdinger von Kind auf gesammelt und zeigt sie mir. Großartig, sag ich, und wie das alles gepflegt ist, Stück für Stück in Watte! Und da sind ja auch mehrere von diesen Isabelle und Mappa, auf die ich ganz besonders achten soll! Nein, sagt er mir, leider, er kann das nicht verkaufen, er hängt so sehr daran und all diesen Schmus eben. Gilt nicht! Ich seh mir diesen Mr. Abendana an und sagte nur: Wieviel? Nein, nein. Nicht daran zu denken! Gilt wieder nicht! Ich zücke mein Scheckbuch, schreib' einen Scheck über fünftausend Dollar aus und halt' ihm das Papierchen unter die Nase. Er sieht fünftausend Dollar, und das ist zuviel für ihn. Er nimmt den Scheck, faltet ihn zusammen, steckt ihn in die Tasche – und was glauben Sie, tut er *dann*! Bricht dieser verdammte Waschlappen nicht in Tränen aus!« Krest hob in gespielter Verständnislosigkeit

die Hände. »Und das alles wegen der paar verdammten Muscheln! Na, ich sag ihm also, er soll sich wieder beruhigen, packe meine Muscheltablets zusammen, und nichts wie 'raus aus der Bude, bevor der Idiot sich noch aus Reue was antut!«

Sichtlich zufrieden mit sich selbst lehnte Krest sich zurück. »Na, was sagt ihr jetzt, ihr Burschen? Vierundzwanzig Stunden auf der Insel, und schon ist meine Liste zu drei Vierteln abgehakt! Gar nicht so schlecht, Jim, was?«

Bond sagte: »Wahrscheinlich kriegen Sie einen Orden, wenn Sie heimkommen. Aber wie ist das nun mit diesem Fisch?«

Krest erhob sich und wühlte in einer Schreibtischlade. Mit einem maschinengeschriebenen Blatt kam er zurück. »Hier steht's«, sagte er und las vor: »Hildebrand-Rarität. Gefangen von Prof. Hildebrand, Universität Witwatersrand, im April 1925 mit einem Netz vor der Insel Chagrin in der Seychellengruppe.« Krest blickte auf. »Jetzt kommt eine Menge solchen wissenschaftlichen Gekritzels. Ich hab das in einfaches Englisch übersetzen lassen, das klingt dann so« – er wendete das Blatt –: »Ein offenbar einzigartiges Mitglied der Stachelfischfamilie. Das eine bekanntgewordene Exemplar heißt nach seinem Entdecker ›Hildebrand-Rarität‹ und ist fünfzehn Zentimeter lang. Die Farbe ist hellrosa mit schwarzen Querstreifen, die Schwanzflosse schwarz, die Augen sind groß und dunkelblau, After-, Bauch- und Rückenflossen schwarz. Der Fisch muß vorsichtig angefaßt werden, da seine Flossen mit schärferen Dornen bewehrt sind, als das bei den anderen Fischen dieser Familie der Fall ist. Professor Hildebrand berichtet, daß er das Exemplar in einem Meter Tiefe am Rand des südwestlichen Riffs gefunden habe.« Krest ließ das Blatt auf den Tisch fallen. »Also, das war's. Wir fahren jetzt tausend Meilen weit, was mehrere tausend Dollar kostet, nur um einen verdammten, fünfzehn Zentimeter langen Fisch zu suchen. Und da wagen die von der Einkommensteuer zu behaupten, meine Stiftung sei ein Schwindel!«

Liz Krest mischte sich eifrig ein: »Eben, eben, Milt! Drum ist es diesmal wichtig, möglichst viele Exemplare und sonstige Dinge mit heimzubringen. Haben sie dir nicht gedroht, die Jacht und die Spesen der letzten fünf Jahre nicht anzuerkennen, falls wir keine wissenschaftlichen Sonderresultate erzielen?«

»Schatz« – Krests Stimme war samtweich –, »wie wär's, wenn du deine Klappe hieltest und meine persönlichen Angelegenheiten *mir* überließest?« Und freundlich fügte er hinzu: »Du weißt ja, was du soeben getan hast, Schatz? Du hast dir ein kleines Abendrendezvous mit dem ›Korrektor‹ eingehandelt, nichts anderes.«

Die Hand der jungen Frau flog an den Mund, ihre Augen waren weit geöffnet. »O nein, Milt. O nein, bitte«, flüsterte sie.

Am zweiten Tag der Reise, bei Morgengrauen, tauchte die Chagrin-Insel auf. Zuerst erschien sie als kleiner Buckel auf dem Radarhorizont, später als winziger

Fleck am wirklichen. Sehr langsam wurde dann aus dem fernen Fleck eine halbe Meile weißgeränderten Grüns. Es war seltsam, nach zwei Tagen einer Stille, in der die Jacht das einzig bewegliche, einzig lebende Ding gewesen war, an Land zu kommen.

Bond, der nie zuvor die Kalmen erlebt oder sie sich auch nur vorgestellt hatte, erkannte nun, welch schreckliche Gefahr sie einst für die Segelschiffahrt bedeutet haben mußten – eine gläserne See unter glühender Sonne, die üble, schwere Luft mit den Wölkchen am Rande der Welt, die niemals näher kamen, niemals Wind oder segenspendenden Regen brachten ...

Am Bug stehend, sah Bond zu, wie die fliegenden Fische unterm Schiffsrumpf hervorspritzten, während das Schwarzblau der See sich langsam zum Braun und Weiß und Grün seichteren Wassers wandelte. Endlich würde er wieder richtig ausschreiten, würde er wieder schwimmen können, anstatt immer nur herumzusitzen oder zu liegen. Endlich wieder ein paar Stunden allein sein – allein, ohne Mr. Milton Krest!

Sie warfen außerhalb des Riffs bei zehn Faden Tiefe Anker, und Fidèle Barbey brachte sie mit dem Motorboot durch die Einfahrt. Chagrin unterschied sich in nichts von den anderen Koralleninseln: etwa acht Hektar Sand und tote Korallen mit niedrigem Buschwerk, dann fünfzig Meter seichter Lagune innerhalb einer Kette aus Riffen, an denen die ruhige, lange Dünung sich mit sanftem Brausen brach. Als sie an Land gingen, erhoben sich ganze Wolken von Vögeln – Seeschwalben, Töpel, Fregattvögel –, setzten sich aber bald wieder. Der Guano – sogar das Buschwerk war weiß davon – stank nach Ammoniak. Sonst gab es nur noch Landkrabben, die zwischen dem Geschlinge der *liane sans fin* herumscharren und -hasteten, sowie die im Sande lebenden Winkerkrabben.

Der grelle weiße Sand blendete, und es gab keinen Schatten. Krest gab Befehl, ein Zelt aufzuschlagen, setzte sich hinein und rauchte, während allerlei Gerätschaften an Land gebracht wurden, eine Zigarre. Mrs. Krest vertrieb sich die Zeit mit Schwimmen und Muschelsammeln. Bond und Fidèle Barbey aber legten ihre Tauchermasken an und begannen in entgegengesetzten Richtungen mit dem systematischen Absuchen des Riffs.

Wer unter Wasser nach etwas Bestimmtem sucht – ob das nun Muscheln, Fische, Seegras oder Korallenformen sind –, muß Gedanken und Blick nur auf diese besondere Form konzentrieren, sonst wird er durch die Vielfalt von Farben und Bewegung, von Licht und von Schatten unweigerlich abgelenkt. So schwamm Bond langsam durch dieses Wunderland voran, nichts anderes im Sinn als das Bild dieses fünfzehn Zentimeter langen rosa Fisches mit den schwarzen Streifen und großen Augen. »Sobald Sie ihn sehen«, hatte Krest ihm eingeschärft, »dann rufen Sie einfach und bleiben bei ihm. Alles andere besorge ich. Ich hab da was im Zelt, das ist das Großartigste, was Sie je zum Fangen eines Fisches gesehen

haben.«

Bond pausierte ein wenig, um seine Augen auszuruhen. Das Wasser war hier so tragfähig, daß er mit dem Gesicht nach unten bewegungslos darauf liegenbleiben konnte. Spielerisch brach er mit der Harpunenspitze ein See-Ei los und beobachtete dann, wie die Horde glitzernder Riffbewohner von überallher auf die gelblichen Fleischfetzen zuschoß. Zu dumm, daß nur dieser Krest davon profitieren sollte, falls er, Bond, diese Rarität wirklich aufspürte! Sollte er es verschweigen, wenn er den Fisch zu Gesicht bekam? Das war kindisch, und außerdem befand er sich gewissermaßen unter Kontrakt!

Langsam schwamm Bond weiter, selbsttätig nahm sein Blick die Suche wieder auf. Aber seine Gedanken waren bei dem Mädchen. Den vorigen Tag hatte sie im Bett zugebracht – Kopfschmerzen, hatte Krest gesagt. Ob sie sich eines Tages wohl gegen ihn wenden würde? Mit einem Messer oder einem Revolver, sobald er wieder einmal nach dieser verdammten Peitsche griff? Nein, dazu war sie zu weich, zu gefügig. Krest hatte nur zu gut gewußt, wen er da heiratete! Diese Frau war zum Sklaven geboren und schätzte überdies ihr »Märchen« viel zu sehr! Wußte sie nicht, daß jede Jury sie freisprechen würde, sobald diese Peitsche vor Gericht auftauchte? Sie konnte ihr »Märchen« auch *ohne* diesen scheußlichen Kerl haben!

Hätte Bond ihr das sagen sollen? Wie denn? »Oh, Liz, was ich sagen wollte – falls Sie Ihren Mann umzubringen wünschen, das ließe sich machen ...« Lachhaft! Zum Teufel damit! Misch dich nicht in das Leben anderer ein! Wahrscheinlich gefällt's dieser Masochistin so. Aber auch das war eine zu einfache Antwort. Diese Frau lebte ständig in Angst, vielleicht auch in Haß. Aber was konnte man in diesen sanften blauen Augen schon lesen! Bond schlug sich die Krests aus dem Sinn und blickte übers Wasser, um zu sehen, wie weit er schon war. Fidèle Barbey's Schnorchel war nur mehr hundert Meter entfernt, sie hatten den Kreis nahezu geschlossen.

Zu zweit schwammen sie zurück und legten sich in den heißen Sand. Fidèle Barbey sagte: »Alle Fische der Welt auf meiner Seite, bis auf diesen einen! Trotzdem hab ich Glück gehabt! Bin auf eine ganze Kolonie dieser fußballgroßen Perlmuttermuscheln gestoßen. Menge Geld wert. Dieser Tage schick' ich eins meiner Boote danach. Auch einen blauen Papageifisch hab ich gesehn, muß gute fünfzehn Kilo wiegen. Zahm wie ein Hund, wie alle Fische hier herum. Hatte aber nicht das Herz, ihn zu töten, 's hätt' vielleicht Schwierigkeiten geben, denn draußen vorm Riff kreuzten drei Leopardenhaie, und das Blut hätte sie angelockt. Jetzt möcht ich was trinken und was zu essen, dann wechseln wir die Seiten und sehen noch mal nach.«

Sie standen auf und gingen den Strand entlang zum Zelt Krest hörte ihre Stimmen und kam heraus. »Pech gehabt, was?« Er kratzte sich ärgerlich unter der

Achsel. »Verdammte Sandfliege hat mich da gebissen! Das ist ja auch der letzte Dreck von gottverlassener Insel! Liz konnte den Gestank nicht mehr ertragen und ist aufs Schiff zurück. Ich schlage vor, einmal probieren wir's noch, und dann nichts wie ab von hier! Nehmen Sie sich was zu essen, kaltes Bier ist im Eispaket. Da, geben Sie mir eine von den Masken – wie benützt man das Dreckszeug? Wenn ich schon einmal da bin, seh ich selbst mal nach, wie's da auf dem Meeresgrund aussieht!«

Sie hockten sich in das heiße Zelt, aßen Hühnersalat, tranken kaltes Bier dazu und sahen verärgert, wie Krest im Seichten herumstocherte. Fidèle Barbey sagte: »Er hat ja nicht unrecht! Diese kleinen Inseln sind samt und sonders gräßlich! Nichts als Krabben und Vogelmist, und viel zu viel Meer rundherum! Von so was zu träumen, das kann nur einem armen, erfrorenen Europäer einfallen! Aber östlich von Suez gibt dir kein Mensch auch nur einen Pfifferling dafür. Meine Familie besitzt ein rundes Dutzend davon – auch ziemlich große darunter, mit Dörfern drauf und gutem Ertrag an Kopra und Schildkröten. Aber für eine einzige Londoner oder Pariser Wohnung schenk ich dir den ganzen Dreck!«

Bond lachte. »Setz eine Anzeige in die *Times*, und du kriegst haufenweise ...« Er unterbrach sich, da Krest am Strand unten wild zu gestikulieren begonnen hatte. »Entweder hat der Kerl ihn gefunden, oder er ist auf einen Sandhai getreten«, sagte er, nahm seine Maske und rannte zum Wasser hinunter.

Krest stand bis zum Gürtel zwischen den seichten Anfängen des Riffs und zeigte aufgeregt auf die Wasserfläche. Vorsichtig schwamm Bond zu der angegebenen Stelle. Der Seegrastepich endete zwischen Korallenrührern und irgendwelchen Binsenbüscheln. Ein rundes Dutzend verschiedener Riff-Fische spielte zwischen den Felsen, und eine kleine Languste streckte Bond ihre Fühler entgegen. Der Kopf einer großen grünen Muräne ragte aus einem Loch, das halboffene Maul zeigte Reihen von Nadelzähnen. Ihre goldenen Augen beobachteten Bond aufmerksam. Belustigt stellte er fest, daß Krests haarige Beine, durch das Maskenfenster zu bleichen Baumstämpfen vergrößert, nur dreißig Zentimeter vor dem Maul der Muräne standen. Aufmunternd stieß er sie mit dem Speer an, jedoch sie schnappte nur nach dem Metall und glitt rückwärts außer Sicht.

Bond ließ sich nun treiben und suchte die glitzernde Wirrnis ab. Jetzt tauchte ein roter Fleck aus dem Nebel und kam auf ihn zu – der Fisch! Unterhalb von Bond fing er zu kreisen an, als wollte er sich zur Schau stellen. Furchtlos blickten die dunkelblauen Augen herauf, während er eher zaghaft an ein paar Algen herumzupfte. Plötzlich schoß er auf einen Fleck zu, der irgendwie im Wasser hing, und verschwand dann träge, als verliese er eine Schaubühne, im Nebel der entfernteren Wasserschwaden.

Bond zog sich von dem Muränenversteck zurück, stand auf, nahm die

Maske ab und sagte zu Krest, der ihm hinter seiner Schutzbrille ungeduldig entgegenstarrte: »Ja, er ist's. Gehen Sie jetzt lieber weg von hier, wir dürfen ihn nicht erschrecken. Normalerweise bleiben diese Felsenfische auf ihren Weidegründen.«

Krest nahm die Maske ab. »Verdammt noch mal, ich hab ihn gefunden!« sagte er ehrfürchtig. »Ich hab ihn tatsächlich gefunden!« Langsam folgte er Bond ans Ufer.

Fidèle Barbey erwartete sie. Krest rief ihm entgegen: »Fido, ich hab den verdammten Fisch gefunden! *Ich* – Milton Krest! Was sagen Sie jetzt? Nachdem ihr zwei verdammten Experten den ganzen Vormittag dahinterher wart! Ich hab einfach Ihre Maske genommen – übrigens das erstmal im Leben, daß ich so was übers Gesicht ziehe –, bin hingegangen und hab ihn innerhalb einer knappen Viertelstunde gefunden! Was sagen Sie dazu, Fido?«

»Bravo, Mr. Krest, ausgezeichnet. Aber wie kriegen wir ihn?«

»Aha«, sagte Krest und blinzelte. »Aber dafür hab ich vorgesorgt – genau das Richtige! Hab's von einem befreundeten Chemiker, Rotenon heißt das Zeug. Wird aus der Derriswurzel gewonnen, die brasilianischen Indios fischen damit. Man schüttet's einfach ins Wasser, es verteilt sich über das, was man haben will, und dann kriegt man es so sicher wie zweimal zwei vier ist. Eine Art Gift, das die Blutgefäße in den Kiemen verengt und so den Erstickungstod herbeiführt. Für Menschen vollkommen harmlos, wir haben ja keine Kiemen, nicht?«

Krest wandte sich an Bond. »Also, Jim! Sie gehen jetzt und passen auf, daß der verdammte Fisch nicht abhaut. Fido und ich bringen inzwischen das Zeug dort hinaus« – er wies gegen die Strömung –, »und sobald Sie mir's sagen, laß ich das Rotenon da oben los. Es treibt dann auf Sie zu, ja? Daß Sie mir die Zeit aber richtig berechnen – ich hab nur eine Zwanzigliterkanne von dem Zeug! Okay?«

Bond stimmte zu, ging langsam ins Wasser und schwamm ebenso langsam an seinen früheren Ort. Ja, es war noch alles da: der spitze Muränenkopf sah wieder aus dem Felsenloch, die Languste tastete ihm entgegen wie vorher, und eine Minute später, als wäre sie mit Bond verabredet, erschien auch die Hildebrand-Rarität wieder. Diesmal schwamm der Fisch ganz nahe an Bonds Gesicht heran, blickte ihm durch das Glas in die Augen – und schoß davon. Eine Zeitlang spielte er in einiger Entfernung zwischen den Felsen, dann verlor er sich wieder im Nebel.

Nach und nach begann die kleine Unterwasserwelt sich an Bonds Anblick zu gewöhnen. Ein kleiner Tintenfisch, der sich als Korallenstück getarnt hatte, regte sich wieder und tastete sich vorsichtig auf den Sand hinunter. Die blaugelbe Languste rückte ein paar Schritte unter ihrem Stein hervor. Ein paar winzige Fische knabberten kitzelnd an Bonds Beinen und Zehen herum. Er brach ein

See-Ei für sie auseinander, und sie stürzten sich auf diese bessere Mahlzeit. Bond hob den Kopf übers Wasser. Rechts von ihm, zwanzig Meter weit weg, stand Krest schon mit der flachen Kanne bereit. Auf Bonds Zeichen hin würde er die Flüssigkeit in weitem Bogen über die Wasseroberfläche ausgießen.

»Okay?« rief Krest.

Bond schüttelte den Kopf. »Wenn er wieder da ist, heb' ich den Daumen. Dann müssen Sie schnell sein!«

»Okay, Jim. Sie sind am Zielgerät!«

Bond tauchte den Kopf wieder ins Wasser. Da war die kleine Gemeinschaft – jeder mit seinen Angelegenheiten beschäftigt. Aber um eines einzigen Fisches willen, den ein fünftausend Meilen entferntes Museum haben wollte, würden bald Hunderte, vielleicht Tausende dieser kleinen Wesen sterben müssen. Auf Bonds Signal würde der Todesschatten sich mit der Strömung auf sie herabsenken. Wie lange würde das Gift wirksam bleiben? Wie weit längs des Riffs hinunterschwimmen? Vielleicht würden nicht Tausende, sondern Zehntausende sterben müssen!

Ein kleiner Rüsselfisch erschien, seine winzigen Flossen schwirrten wie Propeller. Ein Steinschmükel, herrlich rot, golden und schwarz, saß auf dem Sand auf, und ein Paar der unvermeidlichen, gelb-schwarz gestreiften Korallenfische tauchte aus dem Nichts, angezogen von dem Geruch des zerbrochenen See-Eies.

Zwei braune Beine kamen in Bonds Gesichtsfeld. Er blickte auf. Es war Fidèle Barbey, mit einem großen Fangkorb und einem langstieligen Fangnetz bewaffnet.

Bond schob die Maske hinauf. »Ich komm' mir vor wie der Bombenschütze über Nagasaki«, sagte er.

»Fische sind Kaltblüter, sie spüren nichts.«

»Woher weißt du das? Ich hab sie schon schreien hören, wenn sie verletzt wurden.«

Gleichmütig sagte Barbey: »Bei dem Zeug können sie nicht mehr schreien, es erstickt sie. Was hast du denn auf einmal? Sind ja nur Fische!«

»Ich weiß, ich weiß.« Fidèle Barbey hatte sein Leben lang Tiere und Fische getötet. Bond hingegen hatte manchmal nicht gezögert, wenn es einen Menschen zu töten galt. Weshalb war er hier so empfindlich? Er hatte ja auch den Stachelrochen erlegt? Kunststück – das war ein feindlicher Fisch gewesen! Aber das da unten? Diese freundlichen Leute? – Leute! Jetzt wurde er auch noch pathetisch!

»He!« Es war Krests Stimme. »Was ist los da drüben! Jetzt ist keine Zeit, um lange Reden zu schwingen – 'runter mit dem Kopf, Jim!«

Bond zog die Maske übers Gesicht und legte sich wieder auf die Lauer. Fast sofort sah er den schönen roten Schimmer aus dem Nebel hervorkommen. Der Fisch schwamm so schnell auf Bond zu, als habe er sich an ihn gewöhnt. Jetzt stand er unter ihm und sah zu ihm hinauf. Bond sagte in die Maske: »Hau doch ab von hier, verdammt noch mal!« Er schlug mit der Harpune nach dem Fisch, und der Fisch floh zurück in den Nebel.

Jetzt erst hob Bond den Kopf und streckte den Daumen hoch, wobei er sich fast schon wieder dieses lächerlichen, kleinen Sabotageakts schämte. Die dunkelbraun-ölige Flüssigkeit ergoß sich über den Wasserspiegel der Lagune. Noch war es Zeit, Krest daran zu hindern, auch den Rest auszugießen – noch konnte Bond ihm eine weitere Chance lassen! Aber er blieb stehen und sah zu, bis auch der letzte Tropfen im Wasser war. Hol der Teufel diesen Milton Krest!

Langsam trieb das Zeug jetzt mit der Strömung heran – als glänzender, sich ausweitender Fleck, der das Blau des Himmels mit fast metallischem Glanz reflektierte. Und inmitten dieses größer werdenden Fleckes watete – ein riesenhafter Schnitter – Krest heran. »Macht euch fertig, Burschen«, rief er munter. »Jetzt ist es auf eurer Höhe!«

Bond steckte den Kopf wieder unters Wasser. Noch war in der kleinen Gemeinschaft alles beim alten. Aber dann, mit erstaunlicher Plötzlichkeit, wurden alle verrückt! Es war, als hätte sie alle der Veitstanz befallen! Einige Fische drehten ein Looping nach dem ändern und fielen dann wie schwere Blätter auf den Sand. Der Muränenaal schob sich mit aufgerissenem Maul langsam aus seinem Korallenloch, stellte sich senkrecht auf die Schwanzflosse und fiel dann langsam zur Seite. Die kleine Languste machte drei Schwanzschläge und rollte auf den Rücken, der Tintenfisch ließ die Korallen los und trieb umgekehrt auf dem Grund.

Und jetzt trieben auch die Leichen von stromaufwärts heran – weißbäuchige Fische, Garnelen, Würmer, Einsiedlerkrebse, gefleckte und grüne Muränen, Langusten jeder Größe! Getragen von der leichten Todesbrise, schwebten die schwerfälligen Körper vorbei, während ihre Farben schon verblaßten. Mit schnappendem Schnabel gegen den Tod kämpfend, wirbelte ein fünfpfünder Knochenhecht vorüber, und weiter unten am Riff spritzte das Wasser vom Todeskampf der größeren Fische. Jetzt fielen vor Bonds Augen auch die Seeigel einer um den anderen von den Felsen ab und bildeten dunkle, tintige Flecke auf dem hellen Sandgrund.

Jemand berührte Bonds Schulter. Krest. Seine Augen waren vom angestrengten Starren und der vielen Sonne blutunterlaufen, auf die Lippen hatte er sich weiße Sonnenbrandsalbe geschmiert. »Wo, zum Teufel, ist der verdamnte Fisch?« schrie er ungeduldig.

Bond lüftete die Maske. »Sieht aus, als war er durch die Lappen gegangen, noch

ehe das Zeug herunterkam. Ich suche noch immer.«

Ohne Krests Antwort abzuwarten, steckte er den Kopf rasch wieder unters Wasser. Noch mehr Gemetzel, noch mehr Leichen! Aber jetzt mußte das Zeug doch schon davongetrieben und die Gegend wieder sicher sein, falls etwa der Fisch – *sein* Fisch, denn *er* hatte ihn gerettet – wiederkommen sollte! Bond erstarrte: im fernen Nebel leuchtete es rosig auf – verschwand – und kam wieder! Gemächlich schwamm die Hildebrand-Rarität durch das Kanälegewirr des äußeren Riffs auf ihn zu.

Bond kümmerte sich nicht mehr um Krest, hob die freie Hand und klatschte sie aufs Wasser! Der Fisch kam näher. Bond entsicherte sein Harpunengewehr und feuerte in Richtung des Fisches. Der Fisch kam näher. Bond ließ sich auf die Füße gleiten und begann zwischen den verstreut umherliegenden Kadavern auf den Fisch zuzuwatzen. Der schöne schwarzrote Fisch hielt an und begann zu zittern. Plötzlich schoß er auf Bond zu, tauchte an dessen Beinen hinab – und lag still. Bond brauchte sich nur mehr zu bücken und ihn aufzunehmen. Ohne die geringste Zuckung lag der Fisch in seiner Hand, füllte sie gerade aus. Die dornige, schwarze Rückenflosse stach leicht in die Handfläche. Bond hielt die Hand unter Wasser, damit die Farben nicht verblaßten. Bei Krest angekommen, sagte er nur »hier« und reichte ihm den kleinen Fisch. Dann schwamm er zum Strand.

An diesem Abend – die *Wavekrest* war unter einem riesigen, gelben Mond schon auf dem Rückweg – ließ Krest alles vorbereiten für etwas, das er »*wingding*« nannte – ein wildes Saufgelage. »Das müssen wir feiern, Liz!« hatte er gesagt »Das ist ein ganz phantastischer Tag! Auch der letzte Programmpunkt erfüllt, und wir können 'raus aus diesen verdammten Seychellen und in die Zivilisation zurück! Was meinst du zu Mombasa, sobald wir erst die Schildkröte und diesen Dreckspapagei an Bord haben? Von Mombasa fliegen wir nach Nairobi und nehmen dort die Maschine nach Rom, Venedig, Paris – wo immer du hin willst! Na, Schatz?« Er kniff sie in Kinn und Wangen und gab ihr einen Kuß. Bond beobachtete dabei ihre Augen, aber die blieben fest geschlossen. Als Krest losließ, massierte sie sich das Gesicht. Die weißen Druckspuren blieben sichtbar.

»Aber Milt«, sagte sie halb lachend, »du zerdrückst mich ja! Kennst deine eigene Kraft nicht! Gefeierte muß natürlich werden, das macht Spaß! Und das mit Paris ist eine herrliche Idee, das machen wir, ja? Was soll ich zum Nachtessen bestellen?«

»Verdammt noch mal, Kaviar natürlich!« Krest unterstützte seine Rede durch eine entsprechende Geste: »Eine dieser Zweipfundbüchsen von Hammacher Schlemmer – die Zehnergröße und alles, was dazugehört. Und *Champagne rosé!*« Er wandte sich an Bond. »Ist Ihnen das recht, mein Junge?«

»Klingt nach einem guten Essen.« Bond wechselte das Thema. »Was haben Sie mit dem Fisch gemacht?«

»In Formalin gesetzt. Oben auf dem Bootsdeck steht er, mit noch anderem Zeug, das wir da und dort gesammelt haben. Man hat uns angeraten, es so zu machen. Den verdammten Fisch schicken wir per Luftpost, sobald wir nur wieder in zivilisierten Gegenden sind. Vorher geb' ich noch eine Pressekonferenz, damit die Sache daheim in den Zeitungen groß herauskommt. Dem Smithsonian und den Nachrichtenagenturen hab ich schon Funksprüche geschickt. Meine Buchhalter werden sich freuen, denen von der Steuer ein paar Presseauschnitte zeigen zu können.«

In dieser Nacht betrank sich Krest ausgiebig. Es fiel nicht sehr auf bei ihm. Die sanfte Bogartstimme wurde noch sanfter und langsamer, der runde Dickschädel drehte sich um eine Spur bedächtiger auf seinen Schultern, das Zigarrenanzünden dauerte länger als sonst, und ein Glas wurde vom Tisch gestoßen. Nur die Äußerungen verrieten mehr: ein Hang zur Grausamkeit und der beinahe pathologische Wunsch, zu verletzen, kamen immer deutlicher zum Ausdruck.

Nach dem Abendessen war das erste Ziel James Bond, Er mußte sich eine leise Erklärung anhören, weshalb Europa, mit England und Frankreich an der Spitze, ein rasch abnehmender Aktivposten für die Welt war. Es gäbe, sagte Krest, heutzutage nur mehr drei Mächte – Amerika, Rußland und China. Das war die große Pokerpartie, bei der kein anderes Land mehr mitkonnte. Ja, gelegentlich lieb man irgendeinem netten, kleinen Land – und immerhin waren ja manche davon früher ziemlich bedeutend gewesen – etwas Geld, damit es bei den Erwachsenen mittun konnte, England zum Beispiel. Aber das war nur mehr jene Höflichkeit, wie man sie etwa einem heruntergekommenen Klubfreund bezeigte. Nein, England – ganz nette Leute, gewiß doch, und keine Spielverderber, aber es war doch nur mehr gut, um dort die alten Ruinen und die Königin zu besichtigen!

Frankreich? Das zählte noch für gutes Essen und leichte Weiber. Italien? Sonne und Spaghetti. Eine Art Sanatorium eben. Die Deutschen? Die hatten allenfalls noch Schwung, aber zwei verlorene Kriege hatten auch ihnen den Lebensnerv genommen. Den Rest der Welt tat Krest in Bausch und Bogen auf eine ungefähr ähnliche Weise ab und fragte dann nach Bonds Meinung.

Bond hatte von diesem Krest bis zum Überdruß genug. Er finde, sagte er, daß Krests Standpunkt denn doch ein wenig simpel sei, man könnte es sogar primitiv nennen. »Ihre Beweisführung erinnert mich an einen Aphorismus über Amerika. Wollen Sie ihn hören?«

»Aber gewiß doch, schießen Sie los!«

»Nun, er läuft darauf hinaus, daß das infantile Amerika seine Reifeperiode übersprungen hat und gleich senil geworden ist.«

Krest sah Bond nachdenklich an. »Aber Jim, das ist ja reizend«, sagte er endlich. Seine Augen wurden schmal, als er sich an seine Frau wandte. »Ich schätze, Jims Bemerkung ist Wasser auf deine Mühle, was, Schatz? Du hast doch selbst einmal gesagt, die Amerikaner hätten etwas Kindisches an sich – weißt du noch?«

»Ach, Milt.« Liz Krests Augen blickten ängstlich, sie kannte diesen Ton gut genug. »Wie kannst du nur das aufs Tapet bringen? Du weißt doch, das hat sich nur auf die Comics in den Zeitungen bezogen! Natürlich stimme ich mit Jim nicht überein – es war ja auch nicht ernst gemeint, nicht wahr, Jim?«

»Stimmt«, sagte Bond. »So wenig ernst wie Mr. Krests Behauptung über die Ruinen und die Königin.«

Krest fixierte noch immer seine junge Frau. Leise sagte er: »Unsinn, Schatz. Warum bist du so nervös? Natürlich war's ein Scherz.« Er machte eine Pause. »Und ich werd' ihn mir merken, Schatz. Bestimmt!«

Nach Bonds Schätzung hatte Krest alles in allem schon eine ganze Flasche intus – hauptsächlich Whisky. Und überdies festigte sich die Oberzeugung in ihm, wenn Krest nicht bald von selbst umfiel, mußte er ihn. herzhaft in die Fresse hauen. Aber momentan war Fidèle Barbey an der Reihe: »Übrigens, Ihre Inseln da, Fido! Als ich sie zum erstenmal auf der Karte gesucht habe, hielt ich sie für Fliegenschisse.« Krest gluckste. »Im ersten Moment wollt' ich sie sogar wegwischen. Dann hab ich darüber nachgelesen und gesehen, daß mein erster Eindruck gar nicht so falsch war. Nicht viel wert, das Ganze, was, Fido? Ich frage mich nur, weshalb ein intelligenter Kerl wie Sie sich nicht schon längst davongemacht hat. Bloß Strandläufer zu sein – das ist doch auf die Dauer kein Leben! Aber ich höre, daß ein Mitglied Ihrer Familie mehr als hundert illegitime Kinder haben soll! Vielleicht reizt Sie *das*, mein Junge, wie?« Krest grinste wissend.

Gleichmütig entgegnete Fidèle Barbey: »Das ist mein Onkel Gaston, aber wir sind gar nicht damit einverstanden. Es hat ein ziemliches Loch ins Familienvermögen gemacht.«

»Familienvermögen?« Krest zwinkerte Bond zu. »Worin besteht denn das? In Kaurimuscheln?«

»Nicht direkt.« Fidèle Barbey war an diese Art Grobheit nicht gewöhnt und wirkte ein wenig verlegen. »Wenn wir auch mit Schildpatt und Perlmutter vor hundert Jahren ziemlich viel verdient haben. Aber unser Hauptgeschäft war immer Kopra.«

»Und da habt ihr eure unehelichen Kinder gleich für euch arbeiten lassen? Gute Idee! Das könnt' ich eigentlich bei uns zu Haus auch einführen!« Er sah zu seiner Frau hinüber. Seine Lippen verzogen sich noch stärker nach unten. Aber noch vor der nächsten Stichelei hatte Bond seinen Stuhl zurückgeschoben, war aufs Achterdeck hinausgegangen und hatte die Tür hinter sich zugezogen.

Zehn Minuten später hörte Bond jemanden leise vom Bootsdeck herunterkommen. Er wandte sich um. Es war Liz Krest, die jetzt zu ihm ans Heck trat. »Ich hab drinnen gesagt, daß ich schlafen gehe, und wollte nur noch nachsehen, ob Sie alles haben, was Sie wünschen. Ich fürchte, ich bin keine gute Gastgeberin. Macht es Ihnen wirklich nichts aus, hier draußen zu schlafen?«

»Mir gefällt's. Die freie Luft hier ist mir lieber als das konservierte Zeug da drinnen. Außerdem ist's ganz schön, so unter den Sternen zu liegen, ich hab noch nie so viele gesehen.«

Eifrig ging sie auf das freundliche Thema ein: »Ich hab den Oriongürtel und das Kreuz des Südens am liebsten. Wissen Sie, als Kind hab ich geglaubt, die Sterne seien Löcher in einer Art Hülle, die unsere Welt umgibt, und man sähe durch sie das Himmelslicht. Als Kind hat man oft die dümmsten Gedanken!« Sie blickte zu ihm auf, als wünschte sie, er möge nicht darüber spotten.

»Vielleicht war das gar nicht so dumm«, meinte Bond. »Müssen denn die Wissenschaftler immer recht haben? Sie machen das Leben so langweilig! – Wo haben Sie damals gelebt?«

»In Ringwood in New Forest – ein schöner Ort für Kinder! Ich möchte ihn gern einmal wiedersehen!«

»Sie haben seither so vieles hinter sich gebracht«, gab Bond zu bedenken, »daß Sie ihn jetzt wahrscheinlich langweilig finden würden.«

Sie berührte seinen Ärmel. »Bitte, sagen Sie das nicht! Sie verstehen mich nicht richtig.« Etwas wie Verzweiflung lag in ihrer Stimme. »Ich halt' es einfach nicht aus, immer auf das zu verzichten, was alle anderen haben – ich meine die normalen Leute.« Sie lachte nervös. »Sie werden mir's nicht glauben, aber ein paar Minuten mit jemandem zu plaudern, mit dem man wirklich reden kann – ich hab fast schon vergessen, wie das ist!« Plötzlich faßte sie nach seiner Hand. »Nicht böse sein! Ich hatte solche Lust, es wieder mal zu tun – und jetzt geh' ich schlafen.«

Die leise Stimme kam von hinten, ihre Worte waren undeutlich, aber langsam artikuliert: »Schau, schau. Was sagt man dazu? Schmust da mit dem Unterwassergehilfen herum.«

Krest war in der Salontür aufgetaucht. Breitbeinig stand er da und stemmte sich mit den Händen gegen den Türsturz, wobei seine Silhouette an die eines Pavians erinnerte. Die kalte, klimatisierte Luft aus dem Inneren strömte an ihm vorbei und hauchte kühl über das Achterdeck. Jetzt trat er heraus und schloß leise die Tür hinter sich.

Bond machte einen Schritt auf ihn zu und maß die Distanz zu Krests Magengrube. »Ziehen Sie keine übereilten Schlüsse, Mr. Krest«, sagte er. »Und überlegen Sie sich, was Sie sagen. Bis jetzt haben Sie Glück gehabt, aber versuchen

Sie dieses Glück nicht zu sehr! Sie sind betrunken, legen Sie sich schlafen!«

»Oho! Hör dir mal den frechen Kerl an!« Krest wandte das mondbeglänzte Gesicht langsam seiner Frau zu und verzog seine Habsburgerlippe zu einer verächtlichen Grimasse. Hierauf zog er eine silberne Signalpfeife aus der Tasche und ließ sie an ihrer Schnur im Kreis wirbeln. »Sicherlich weiß er nicht Bescheid, wie, Schatz? Hast du ihm wohl noch nicht gesagt, daß die Heinis da oben nicht nur zur Verzierung da sind?« Er wandte sich wieder Bond zu. »Noch einen Schritt näher, Kerl, und ich blase da hinein – nur einmal! Wissen Sie, was dann passiert? Hauruck – und über die Reling mit dem verdammten Mr. Bond! ›Mann über Bord!‹ Wirklich schade! Dann laufen wir Rückwärtsgang, und weißt du was, Kerl? Zufällig in dich 'rein mit den Zwillingsschrauben! Möchte man's glauben! So ein verdammtes Pech für den netten Jim, der uns allen so ans Herz gewachsen war!« Krest schwankte leicht. »Was gemerkt, Jim? Okay, also seien wir wieder friedlich, und legen wir uns aufs Ohr.« Er stützte sich gegen die Luke, hob die freie Hand und winkte seine Frau mit gekrümmtem Zeigefinger zu sich. »Komm, Schatz! Zeit zum Schlafengehn.«

»Ja, Milt.« Die großen, geängstigten Augen blickten zur Seite. »Gute Nacht, James.« Ohne auf Antwort zu warten, schlüpfte sie unter Krests Arm hindurch und eilte ins Innere.

Krest hob die Hand. »Nur immer die Ruhe, mein Junge. Sie sind doch nicht böse, oder?«

Bond sagte nichts. Er blickte Krest nur scharf an.

Krest lachte unsicher. »Na denn, okay«, sagte er, trat in den Salon und zog die Tür zu. Durch das Fenster sah ihn Bond auf unsicheren Beinen zum Lichtschalter schwanken und abdrehen. Dann gab's noch den kurzen Lichtschein von der Kabinentür, und dann blieb es finster.

Bond zuckte die Achseln. Du lieber Gott, das war vielleicht ein Kerl! Er lehnte sich über die Heckreling, blickte nach den Sternen, dann in das phosphoreszierende Kielwasser und versuchte, sich innerlich zu entspannen.

Eine halbe Stunde später – er hatte sich vorn im Mannschaftsbad geduscht und war eben dabei, sich sein Lager zwischen den Schaumgummipolstern zu bereiten – vernahm er einen herzerreißenden Schrei, der gleich darauf erstickt wurde. Das Mädchen! Bond rannte durch Salon und Gang. Die Hand an der Kabinentür, blieb er stehen. Er konnte von drinnen das Schluchzen hören und darüber das leise, gleichmäßige Gebrumm von Krests Stimme. Bond nahm die Hand vom Türverschluß. Teufel auch, was ging ihn das an? Sie waren Mann und Frau! Wenn die Frau sich das gefallen ließ, ohne den Mann umzubringen oder ihm davonzurennen, weshalb sollte er, Bond, dann Sir Galahad spielen?

Langsam ging er den Korridor zurück. Als er im Salon war, ertönte ein zweiter

Schrei, diesmal weniger gellend. Vor sich hinfluchend trat Bond hinaus, legte sich auf sein Bett und bemühte sich, nur auf das Stampfen der Diesel zu hören. Wie konnte ein Mädchen so wenig Charakter haben? Oder stimmte es, daß Frauen von einem Mann so gut wie alles ertragen können, nur Gleichgültigkeit nicht? Bond fand keine Ruhe, und der Schlaf floh ihn mehr und mehr.

Nach einer weiteren Stunde, Bond war eben im Begriff, nun doch einzuschlafen, fing es über ihm auf dem Bootsdeck zu schnarchen an. Seit der zweiten Nacht nach ihrem Auslaufen aus Port Victoria pflegte Krest in einer Hängematte zu schlafen, die für ihn zwischen Motorboot und Dingi befestigt worden war. Aber bisher hatte er nie geschnarcht. Jetzt hingegen schnarchte er in jenen tiefen, rasselnden Tönen, die von Schlafmitteln mit zuviel Alkohol kommen.

Verdammt, das war denn doch zuviel! Bond sah auf die Uhr: ein Uhr dreißig. Wenn das Schnarchen innerhalb von zehn Minuten nicht aufhörte, würde er in Fidèle Barbey's Kabine auf dem Boden schlafen müssen, auf die Gefahr hin, am Morgen steif vor Kälte zu erwachen.

Bond sah zu, wie der Minutenzeiger übers Leuchtzifferblatt schlich. Jetzt! Er war schön aufgestanden und suchte eben sein Zeug zusammen, als es oben auf dem Bootsdeck einen heftigen Krach gab, dem Gescharre und ein gräßlich gurgelndes Würgen folgte! War Krest aus der Hängematte gefallen? Widerwillig ließ Bond seine Sachen liegen, ging zur Leiter und kletterte hinauf. Sein Kopf erreichte eben das Bootsdeck, als das Würgen verstummte. Statt dessen erklang nun das Getrommel laufender Absätze! Bond, der sich diesen Klang zu deuten wußte, schwang sich aufs Bootsdeck und stürzte zu der im hellen Mondlicht rücklings daliegenden Gestalt. Entgeistert kniete er nieder. Es war nicht so sehr der schreckliche Anblick des Gesichts, nicht so sehr der Umstand, daß die Zunge aus Krests offenem Mund quoll: es war der Schwanz des Fisches! Und seine Farben waren Rosa und Schwarz! Es war die Hildebrand-Rarität!

Der Mann war tot – schauerlich tot! Als man ihm den Fisch in den Mund gestopft hatte, mußte er danach gegriffen und verzweifelt versucht haben, ihn herauszuziehen. Aber die Dornen der Rücken- und Afterflosse hatten sich in den Wangen verspießt, die Stacheln waren durch die jetzt blutfleckige Haut um den ekelhaften Mund gedrunken und starteten jetzt gräßlich hervor! Der Tod mußte innerhalb einer Minute eingetreten sein – aber innerhalb was für einer Minute!

Langsam stand Bond auf. Er ging zu der Gläserreihe mit den zoologischen Präparaten und warf einen Blick unter die schützende Zeltbahn. Der Plastikdeckel des letzten Glases lag auf dem Deck. Bond wischte ihn am Zeltstoff sorgfältig ab, nahm ihn zwischen die Spitzen seiner Fingernägel und legte ihn lose auf das Glas zurück.

Er trat wieder zu der Leiche. Wer von den beiden hatte es getan? Die so ersehnte Trophäe als Mordwaffe zu verwenden – diese teuflische Bosheit ließ auf eine Frau

schließen. Andererseits war aber auch Fidèle Barbey mit seinem Kreolenblut diese Grausamkeit und zugleich der makabre Humor zuzutrauen! »Je lui ai foutu son sacré poisson dans la gueule« – »ich hab ihm mit seinem verdammten Fisch das Maul gestopft!« Bond meinte ihn diese Worte sagen zu hören!

Sollte Krest, nachdem Bond den Salon verlassen hatte, den Seychellenmann noch weiter gereizt haben – noch dazu mit seiner Familie und seinen geliebten Inseln –, dann hätte Fidèle nicht sofort zugeschlagen oder zum Messer gegriffen, sondern er hätte abgewartet und geplants

Bond sah sich auf Deck um. Das Schnarchen konnte für beide ein Zeichen zur Tat gewesen sein! Von beiden Seiten des Kabinendecks führten mittschiffs Leitern zum Bootsdeck herauf! Der Mann im Ruderhaus hingegen konnte wegen des Maschinenlärms nichts gehört haben. Den kleinen Fisch aus seinem Formalinbad zu nehmen und ihn Krest in den offenen Mund zu stopfen, erforderte nur Sekunden. Bond zuckte die Achseln. Wer auch immer es getan haben mochte, keinesfalls hatte er die Folgen bedacht – die unvermeidliche Untersuchung, vielleicht auch eine Gerichtsverhandlung, bei der Bond genauso unter Verdacht stehen würde wie jeder andere! Falls er diese Sache nicht sofort ordnen konnte, waren sie allesamt in einer scheußlichen Lage!

Bond warf einen Blick über den Rand des Bootsdecks. Unten lief der meterbreite Kabinendeckstreifen das ganze Schiff entlang, von der See nur durch die sechzig Zentimeter hohe Reling getrennt. Angenommen, die Hängematte war gerissen, Krest war herausgefallen, unter das Motorboot gerollt und von dort über den Rand des Oberdecks gestürzt – konnte er dann ins Wasser gefallen sein? Schwerlich, bei dieser Flaute – aber es mußte eben auf diese Weise passiert sein!

Bond handelte. Mit einem Tischmesser aus dem Salon faserte er sorgfältig eine der Tragschnüre auf und riß sie durch, so daß die Hängematte glaubhaft zu Boden hing. Dann wischte er mit einem feuchten Lappen die Blut- und Formalinflecken von der Holzverschalung und machte sich hernach an den schwierigsten Teil seiner Arbeit, an das Wegschaffen der Leiche. Vorsichtig schleifte er sie an den Deckrand, stieg die Leiter hinunter, nahm seine Kräfte zusammen und langte nach oben. In schwerer, fast trunkener Umarmung kam der Körper auf ihn herab.

Bond stolperte damit zur Reling und wuchtete ihn hinüber. Noch einmal glitt das scheußlich aufgequollene Gesicht vorbei, wehte der widerliche Dunst von abgestandenem Whisky, dann kam das schwere Aufklatschen: Sprungbereit wartete Bond, um im Salon zu verschwinden, falls der Rudergänger nach achtern käme, um nachzusehen. Aber nichts regte sich, nur die Maschine stampfte monoton wie immer.

Bond seufzte tief auf. Jetzt bedurfte es schon eines besonders lästigen Untersuchungsrichters, um hier mehr als einen Unglücksfall zu vermuten! Er kletterte abermals aufs Bootsdeck, kontrollierte den Schauplatz noch ein letztes

Mal, ließ das Messer und den nassen Lappen verschwinden und stieg wieder zu seinem Lager aufs Achterdeck hinunter. Zwei Uhr fünfzehn! Nach zehn Minuten war Bond fest eingeschlafen.

Sie erreichten North Point noch am Abend desselben Tages, nachdem sie die Geschwindigkeit auf zwölf Knoten erhöht hatten. Hinter ihnen leuchtete der Abendhimmel von Rot bis Aquamarin. Die beiden Männer und die Frau zwischen ihnen lehnten an der Reling des Achterdecks und ließen die schimmernde Küste jenseits des opalisierenden Spiegels der See an sich vorüberziehen. Liz Krest trug ein weißes Leinenkleid mit schwarzem Gürtel und ein schwarzweißes Tuch um den Hals. Die Trauerfarben paßten gut zu ihrer goldbraunen Haut. Alle drei wirkten gezwungen und ziemlich verlegen, denn jeder trug an seinem geheimen Wissen und war bemüht, die anderen seine absolute Diskretion spüren zu lassen.

Wie auf Verabredung hatten sie alle drei bis in den Morgen hinein geschlafen. Sogar Bond war erst um zehn Uhr vormittags erwacht. Er nahm seine Dusche im Mannschaftsbad und plauderte noch eine Weile mit dem Rudergänger, ehe er nach unten ging, um nach Fidèle Barbey zu sehen. Der war noch im Bett und entschuldigte das mit seinem Katzenjammer. Ob er sehr grob zu Krest gewesen sei? Er könne sich nur noch erinnern, daß Krest sich ihm gegenüber sehr taktlos benommen habe. »Weißt du noch, was ich dir gleich zu Beginn über ihn gesagt habe? Daß er ein zehnfacher Halunke ist? Glaubst du mir jetzt? Aber der Tag kommt noch, an dem ihm jemand sein leises, ekelhaftes Maul für immer stopfen wird!«

Unergiebig. Bond hatte sich dann in der Kombüse selbst ein Frühstück zurechtgemacht und saß schon beim Essen, als Liz Krest hereinkam, um das gleiche zu tun. Sie trug einen hellblauen Shantung-Kimono, der ihr bis an die Knie reichte, und hatte dunkelgeränderte Augen. Sie aß im Stehen, schien aber völlig gelassen und ruhig. Im Verschwörerenton flüsterte sie Bond zu: »Bitte, entschuldigen Sie wegen gestern abend, aber ich muß ein bißchen über den Durst getrunken haben! Tragen Sie es Milt nicht nach. Er ist so furchtbar nett, nur wenn er zuviel erwischt hat, wird er schwierig. Anderntags tut's ihm dann immer leid, Sie werden sehen!«

Als auch um elf Uhr noch keiner der beiden Anstalten machte, um die Katze aus dem Sack zu lassen, beschloß Bond, den Dingen nachzuhelfen. Er blickte Liz, die im Achterdeck magazinlesend auf dem Bauch lag, forschend an und sagte: »Übrigens, wo bleibt denn heute Ihr Mann? Schläft er noch immer seinen Rausch aus?«

Sie zog die Stirn kraus. »Möglich war's schon. Er hat sich aufs Bootsdeck in seine Hängematte gelegt – wann, weiß ich nicht mehr. Ich hatte ein Schlafpulver

genommen und war gleich weg.«

Fidèle Barbey, mit Angeln beschäftigt, sagte, ohne sich umzudrehen: »Vielleicht ist er im Ruderhaus.«

»Wenn er aber noch auf dem Bootsdeck ist, wird er einen höllischen Sonnenbrand erwischen«, gab Bond zu bedenken.

»Oh, der Arme!« rief Liz aus. »Daran hab ich noch gar nicht gedacht! Ich will gleich mal nachsehen.«

Sie erklomm die Leiter. Als ihr Kopf übers Bootsdeck kam, hielt sie inne. Ängstlich rief sie herunter: »Jim, er ist nicht da – und die Hängematte ist gerissen!«

»Da hat Fidèle doch recht gehabt. Ich schau' gleich mal nach vorn«, gab Bond zur Antwort.

Er begab sich zum Ruderhaus. Maat Fritz und der Maschinist waren anwesend. »Hat einer von euch heute schon Mr. Krest gesehen?« fragte Bond.

Verblüfft sah Fritz ihn an. »Nein, Sir. Warum? Stimmt etwas nicht?«

Bond tat besorgt. »Achtern ist er auch nicht! Los, kommt schon, seht überall nach! Er hat oben am Bootsdeck geschlafen, ist nirgends zu finden, und die Hängematte ist gerissen! Dabei war er heute nacht nicht sehr sicher auf den Beinen. Los, so macht doch schon!«

Als das Unabweisliche unabweislich war, hatte Liz einen kurzen, aber glaubwürdigen Anfall von Hysterie. Bond half ihr in ihre Kabine und überließ sie ihren Tränen. »Schon gut, Liz«, sagte er. »Überlassen Sie alles weitere mir. Wir funken jetzt nach Port Victoria und veranlassen alles Nötige. Ich werde Fritz sagen, schnellere Fahrt zu laufen. Umkehren hat keinen Sinn, fürchte ich. Er muß ja schon länger als sechs Stunden über Bord sein, denn bei Tag hätte es jemand bemerken müssen. Und sechs Stunden in diesen Gewässern –«

Mit aufgerissenen Augen sah sie ihn an. »Sie meinen – die Haie und so?« Bond nickte.

»O Milt, mein armer Milt! Warum hat dir das geschehen müssen!?«

Bond verließ den Raum und schloß leise die Tür.

Die Jacht umschiffte Cannon Point und verlangsamte ihre Fahrt. In vorsichtigem Abstand glitt sie an den Riffen vorbei in die weite Bucht und auf die Reede zu, zitronen- und bronze-farben schimmernd im Licht des scheidenden Tages.

Das kleine Stadtgebiet am Fuße der Berge lag schon im tiefblauen Schatten, der von glitzernden Lichtern belebt wurde. Bond sah die Zollbarkasse auslaufen und Kurs auf die Jacht nehmen. Bald würde die kleine Gemeinde von Gerüchten

über diese letzte Neuigkeit überquellen!

Liz wandte sich ihm zu: »Ich glaube, jetzt verlier' ich bald die Nerven! Werden Sie mir helfen, all das hinter mich zu bringen – diese schrecklichen Formalitäten und all das andere?«

»Aber natürlich!«

Fidèle Barbey sagte: »Machen Sie sich keine Sorgen! Hier kennt mich jeder, und der Oberrichter ist mein Onkel. Wir geben unsere Aussage zu Protokoll, die Verhandlung ist vielleicht schon morgen, und tags darauf können Sie auslaufen.«

»Glauben Sie wirklich?« Schweißperlen bildeten sich unter ihren Augen. »Wenn ich nur wüßte, wohin! Was soll ich als nächstes denn tun? Vielleicht« – sie zögerte und vermied es, Bond anzusehen –, »vielleicht möchten Sie mit mir nach Mombasa kommen, James? Ich meine – da Sie ja auf jeden Fall hinmüssen – und ich könnte Sie noch einen Tag früher als diese Campdingsda hinbringen ...«

»*Kampala*.« Bond griff nach einer Zigarette, um Zeit zu gewinnen. Vier Tage auf dieser herrlichen Jacht mit dem Mädchen allein! Aber da war dieser Fischschwanz, der aus einem offenen Mund hervorstand! War *sie* es gewesen? Oder hatte Fidèle im Vertrauen auf seinen Onkel und seine übrigen Verwandten gesündigt? Wenn nur einer von den beiden eine Andeutung fallenließe! Vorsichtig sagte Bond: »Das ist schrecklich lieb von Ihnen, Liz. Natürlich würd' ich gern mitkommen.«

Fidèle Barbey lachte in sich hinein. »Bravo, Freundchen! Ich an deiner Stelle würd' es ebenso gern – wenn nur dieser verdammte Fisch nicht wäre! Diese Verantwortung! Das Smithsonian wird euch mit Funksprüchen zudecken! Vergeßt nicht, daß euch ab jetzt sowas wie ein Kohinoor der Wissenschaft anvertraut ist! Und ihr kennt ja diese Amerikaner: Sie werden euch keine Ruhe lassen, bevor sie nicht den Fisch in ihren Pfoten haben!«

Bond sah das Mädchen steinern an. Jetzt hatte er sie! Jetzt hieß es Farbe bekennen! Und dann würde er irgendeine Ausrede gebrauchen und hier aussteigen. Es störte ihn etwas an dieser so speziellen Art, einen Menschen umzubringen.

Aber die schönen, arglosen Augen blieben ganz klar. Das Mädchen sah Fidèle Barbey ins Gesicht und sagte leichthin und freundlich: »Ach – das ist erledigt. Ich schenke den Fisch dem Britischen Museum.«

Bond sah, daß nun auch ihre Schläfen von Schweiß glänzten. Aber schließlich – der Abend war wirklich sehr heiß ...

Das Stampfen der Maschine setzte aus, und die Ankerkette fuhr donnernd hinab in die Stille der Bucht.

